



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Geldtheorie in den Schriften deutscher Gelehrter des
späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts“

Verfasserin

Agnes Höld

Angestrebter akademischer Grad

Magistra der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften
(Mag.rer.soc.oec)

Wien, im September 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt:
Studienrichtung lt. Studienblatt:
Betreuer:

A 140
Diplomstudium Volkswirtschaft
Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Peter Rosner

INHALTSVERZEICHNIS

EINLEITUNG	3
DAS DEUTSCHLAND DES AUSKLINGENDEN 18. UND FRÜHEN 19. JAHRHUNDERTS	4
Generelle politische Dispositionen	4
Das „alte Reich“	5
Wirtschaft	7
Sekundärer Sektor	7
Handelspolitik	11
Landwirtschaft, Bevölkerung	14
ZUR DEUTSCHEN GELDLEHRE	18
Das Münzchaos am Beginn des 19. Jahrhunderts	18
Deutsche Geldtheorie	19
Dänische Münzreform	19
Veränderungen in der Herangehensweise	20
Unterschiede zwischen merkantilistischer und klassischer Lehre	21
Die Klassik	22
Der Merkantilismus	22
Bei Werner Sombart	23
Im Werk von John Maynard Keynes	25
JOHANN GEORG BÜSCH	28
Biographisches	28
Der Einfluss Hamburgs	28
Die Stellung Büschs als Denker und Gelehrter	31
Das Buch vom Geldumlauf	31
Beginn der deutschen Geldlehre	31
Kritik an Adam Smith	32
Zirkulation des Geldes	34
Wohlleben	36
Investitionen	38
Die Rezeption Büschs und seiner Schriften	42
GOTTLIEB HUFELAND	48
Biographisches	48
Die Lehre vom Geld und Geldumlauf	48
Die Fehler des Merkantilismus und der Physiokratie	48
Smithianer	49
Begriff des Geldes	50
Rezeption Hufelands	53

CLAUS KRÖNCKE	54
Biographisches	54
Das Steuerwesen – seine Natur und Wirkungen	54
Selbstständige Erweiterung Smithscher Lehren	54
Entwicklung der Geldwirtschaft	55
Quantitätsgleichung.....	57
Rezeption Krönckes.....	60
JOSEPH LANG	63
Biographisches	63
Politische Arithmetik	63
Die drei Klassen und deren „Bilanzen“	64
Real- und Geldbilanzen.....	67
Landbaubalanz	67
Dienstbilanz	68
Manufakturbalanz	69
Geld und Geldzirkulation	70
Rezeption Langs.....	73
KARL HEINRICH RAU	75
Biographisches	75
Grundsätze der Volkswirtschaftslehre	75
Das Geld	75
Rezeption Raus	78
PETER KAUFMANN	80
Biographisches	80
Vertreter einer vierten Schule der Nationalökonomie	80
Untersuchungen im Gebiet der politischen Ökonomie	81
Argumentation gegen Smith	81
Über das Geld	83
Geschwindigkeit des Umlaufs	84
Rezeption Kaufmanns	87
SCHLUSSBEMERKUNGEN	89
Vergleich der Verkehrsgleichungen	89
Resümee	90
LITERATURVERZEICHNIS	91
ANHANG	97
Abstract	97
Lebenslauf	98

Einleitung

In der vorliegenden Arbeit werden die Beiträge zur Geldtheorie, die sich in den Schriften deutscher Gelehrter des frühen 19. Jahrhunderts finden, dargestellt, womit nicht nur diese – in den üblichen Darstellungen von Theoriegeschichte – vernachlässigten Autoren sichtbar gemacht werden sollen, sondern auch ihr eigenständiger Beitrag zur Entwicklung dessen, was man heute Volkswirtschaftslehre nennt, die als eigenständige Wissenschaft in ebendieser Zeit im Entstehen begriffen ist. Die Untersuchung der gesamten Entwicklungsgeschichte der Volkswirtschaftslehre würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, ebenso soll eine wissenschaftsphilosophische Erörterung der ideologischen Grundlagen der Volkswirtschaftslehre unterlassen werden. Hier sollen – im historischen Kontext des Deutschland um 1800 – sechs Gelehrte und ihre Beiträge zur Geldtheorie behandelt werden: jene von Johann Georg Büsch, Gottlieb Hufeland, Claus Kröncke, Peter Kaufmann, Joseph Lang und Karl Heinrich Rau. Von den Genannten sind lediglich der erste und der letzte bekannter und gut durch Sekundärliteratur abgedeckt. Nachdem es im Rahmen dieser Arbeit auch um das Sichtbarmachen unbekannter deutscher Ökonomen geht, soll dem berühmt gewordenen Karl Heinrich Rau, dem – wie man oft liest – „deutschen Adam Smith“, nicht mehr Platz eingeräumt werden als den anderen. Johann Georg Büsch allerdings muss und soll allerdings eine besondere Stellung innerhalb dieser Arbeit einnehmen, da er nicht nur der erste Deutsche war, der explizit zu Geldtheorie geschrieben hat, sondern weil er außerdem stark vom Merkantilismus geprägt war, der als Schule neben der Klassik ein etwas stiefkindliches Dasein fristet. Nachdem aber gerade in Deutschland „der Mercantilismus so ziemlich am tiefsten in die national=ökonomische Literatur eingedrungen ist“¹ soll vor Darstellung der einzelnen Autoren auch diese Theorierichtung selbst nochmal betrachtet und beleuchtet werden, dabei wird der Schwerpunkt auf die Neubewertung des Merkantilismus durch Schriften jüngerer Datums gelegt. Nach Büsch ist für die nachfolgenden deutschen Gelehrten Adam Smith die zentrale Referenz, wobei der Smithianismus in keinem anderen Land „in so entschieden nationaler, eigenthümlicher und selbstständiger Weise fortgebildet wurde, als eben bei den Deutschen“².

Die Deutschen des frühen 19. Jahrhunderts wurden nicht unbedingt als Begründer ökonomischer Theorien bekannt, ganz besonders nicht in der Geldtheorie. In diesen Bereichen sind die Engländer dominant, wie auch England als Wirtschaftsmacht dem Deutschland dieser Zeit einiges voraus hatte. Die Arbeit verfolgt nicht das Ziel, den Engländern ihre dominante Stellung in diesem Bereich abzuspochen, es sollen aber die deutschen Beiträge gewürdigt werden, ebenso wie ihr wahrscheinlich größter Einfluss, der Merkantilismus.

¹ Kautz, Julius: Die geschichtliche Entwicklung der National-Oekonomie und ihrer Literatur. In: Theorie und Geschichte der National-Oekonomie. Propyläen zum volks- und staatswirthschaftlichen Studium. Carl Gerold's Sohn. Wien, 1860. S. 335.

² Ebd., S. 613.

Das Deutschland des ausklingenden 18. und frühen 19. Jahrhunderts

Generelle politische Dispositionen

Der Übergang vom 18. ins 19. Jahrhundert stellt für die Geschichte des späteren Deutschlands eine entscheidende Zäsur dar und markiert, ausgehend vom Epochenjahr 1789, einen fundamentalen Bruch mit den bis dahin gültigen Normen der europäischen Traditionen in politischer, sozialer bis hin zu geistesgeschichtlicher Hinsicht (man denke etwa nur an die Spuren, die die Französische Revolution in einem derart elaborierten Werk wie Hegels „Phänomenologie des Geistes“³ hinterlassen hat). Die Staatenwelt Europas wurde einem Modernisierungsdruck unterworfen, die Tagesordnung europäischer Politik bis zum Wiener Kongress 1814/15 durch eine Matrix bestimmt, deren Inhalt durch revolutionäre, evolutionäre und konservative Tendenzen bestimmt wurde und in der sich reformistische, umwälzlerische und beharrende Strömungen teils unversöhnlich gegenüberstanden. In und für Deutschland machte sich das Jahr 1789 zwar erst später, bedingt durch den Verlauf einer sogenannten „Epochenscheide“⁴ bemerkbar, die sich über mehr als zwei Jahrzehnte erstrecken sollte und, passend zur Spezifik der deutschen Situation insgesamt, eine genuin andere Entwicklung als etwa in Frankreich konstituierte.

In den anderthalb Jahrhunderten zuvor, vom Westfälischen Frieden 1648 bis hin zum großen Datum der Französischen Revolution und der in ihrem Gefolge einsetzenden politischen Entwicklungen, vollzog sich die moderne Staatsbildung in Deutschland innerhalb der Grenzen seiner einzelnen Territorialstaaten, deren Souveränitätsanspruch zusehends auf Kosten der alten universalen Reichsidee⁵ an Geltung und Durchsetzungsmacht gewann.⁶ In diese Jahrzehnte fällt die Ausprägung der Herrschaftsform des Absolutismus im gesamteuropäischen Kontext und damit einhergehend der souveräne Staat im modernen Sinn sowie, in gesamteuropäischer Perspektive, eine grundlegende Veränderung in der Beziehung der Staaten zueinander, die das Bild eines Europas skizzierte, das sich, wie Schiller es formulierte, zum ersten Mal in seiner Geschichte als „zusammenhängende Staatengesellschaft“⁷ verstand. Dieser Staat des territorialstaatlichen Absolutismus spielte somit „seine Rolle innerhalb des europäischen Staatensystems und nicht mehr innerhalb der europäischen Einheit

³ Vgl. hierzu: Hegel: Phänomenologie des Geistes. Meiner, Hamburg, 1988. Insbes. das Kapitel „Herr und Knecht“ sowie hierzu: Kojève, Alexandre: Zusammenfassender Kommentar zu den ersten sechs Kapiteln der „Phänomenologie des Geistes“. In: Fulda, Hans Friedrich / Dieter Henrich (Hg.): Materialien zu Hegels „Phänomenologie des Geistes“. Frankfurt/Main 1973, S. 133-188, hier insbes. S. 148ff.

⁴ Möller, Horst: Fürstenstaat und Bürgernation. Deutschland 1763-1815. Siedler, Berlin, 1994, S. 64.

⁵ Zur Reichsidee bzw. der Frage der deutschen Nation siehe grundlegend: Lutz, Heinrich: Die deutsche Nation zu Beginn der Neuzeit. Fragen nach dem Gelingen und Scheitern deutscher Einheit im 16. Jahrhundert, München 1982.

⁶ Vgl. Möller, Horst: a.a.O., S. 45 sowie Braubach, Max: Vom Westfälischen Frieden bis zur Französischen Revolution. In: Gebhardt, Bruno: Handbuch der deutschen Geschichte. Bd. 2, Stuttgart 1972, S. 241-356, hier S. 241ff.

⁷ Schiller, Friedrich: Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. In: Ders.: Sämtliche Werke. Bd.4. Hg. Von Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert. München 1964, S. 366.

des christlich-katholischen Abendlandes⁸; aus ihm folgte die Ausprägung eines Nationalbewusstseins, dessen Bezugspunkt nicht mehr länger eine übergeordnete, dynastisch untermauerte Universalidee im Sinne des Heiligen Römischen Reiches sein konnte: „Deutschland ist kein Staat mehr“, konnte Hegel somit berechtigt und auf das Reich gemünzt folgern⁹, wengleich damit immer noch nicht der Nationalstaat des späteren 19. Jahrhunderts als staatsrechtliche Instanz und realpolitische Alternative zum Reichsgedanken antizipiert wurde.

Die politische Situation Deutschlands zeichnete sich Ende des 18. Jahrhunderts nämlich dadurch aus, dass dem Begriff „Nation“ weder in völkerrechtlich-staatlicher Dimension eine Entsprechung zukam noch etwa dahingehend, dass damit die Klammer einer übergreifenden deutschen Staatszugehörigkeit bezeichnet worden wäre und noch 1798 von den „fünf deutschen Hauptnationen“ Bayern, Franken, Sachsen, Thüringen und Schwaben gesprochen wurde.¹⁰ „Die Ansätze eines Staatsbewußtseins“, stellt Möller fest, „erwachsen in dieser Zeit nicht aus dem Reichspatriotismus, sondern aus dem Territorialpatriotismus“¹¹, hatte der Gedanke an die deutsche Nation „bis in die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts (...) noch kein politisches Gewicht“¹². Zeitgleich setzten jedoch Diskussionen und Reflexionen darüber ein, was unter einer solchen „deutschen Nation“ überhaupt verstanden werden könnte (Herder, Thomas Abbt, etc.) und konzentrierten sich in Ermangelung einer realen staatspolitischen Option der „nationalen“ Verwirklichung vornehmlich aufs kulturelle Feld – womit sie jene spezifische Ausformung präfigurierten, die Friedrich Meinecke später zur Charakteristik der deutschen Nation als „Kulturnation“ führte und sich definitorisch streng von der französischen „Staatsnation“ abgrenzte.¹³

Das „alte Reich“

„Mit dem Reich war im 18. Jahrhundert kaum Staat zu machen“¹⁴, so jedenfalls das Urteil Möllers, der hier seine Fassung von Samuel Pufendorfs Verdikt abgibt, wonach das Reich ein „irreguläres Monstrum“¹⁵ sei. Seine Perspektive war tatsächlich die der Föderation, nicht die eines einheitlichen deutschen Nationalstaates, was für die damalige Zeit durchaus ein Unikum darstellte und den führenden deutschen Staatsrechtlicher seiner Zeit, Johann Jacob Moser, zu den Worten bewog:

⁸ Möller, Horst: a.a.O., S. 46.

⁹ Zit. nach Möller, Horst: a.a.O., S. 46.

¹⁰ Vgl. Ebd., S. 49.

¹¹ Ebd., S. 49.

¹² Ebd., S. 50.

¹³ Meinecke, Friedrich: Weltbürgertum und Nationalstaat. Hg. Von Hans Herzfeld. München 1962, S. 54ff.

¹⁴ Möller: Horst: a.a.O., S. 240.

¹⁵ Zit. nach ebd.

„Teutschland wird auf teutsch regiert, und zwar so, daß sich kein Schulwort oder wenige Worte oder die Regierungsart anderer Staaten dazu schicken, unsere Regierungsart dadurch begreiflich zu machen.“¹⁶

Dieses Attest sollte bis zu den Napoleonischen Kriegen nichts an seiner Gültigkeit verlieren.

Die aus dem Osnabrücker Teil der westfälischen Friedensverträge von 1648 folgernde Verteilung der politischen Macht sprach den Landesfürsten große Souveränitätsrechte zu und führte in einem komplexen Beziehungsgeflecht dazu, dass sie nicht einfach dem Reich oder dem Kaiser gegenüberstanden, sondern „mit dem Kaiser und neben ihm“¹⁷ das Reich erst bildeten. Eine monarchische Alleinherrschaft durch den Kaiser war somit faktisch unmöglich. Aber wiewohl die Entwicklung von 1648 bis 1806 für das Reich insgesamt ungünstig verlief, blieb die Reichsidee doch noch lebendig genug, um Napoleon erst ruhen zu lassen, bis er ihre staatsrechtliche Basis bis auf ihre letzten Fundamente beseitigt hatte. Denn: „Selbst in seiner rudimentären Form stand das Reich dem Napoleonischen Empire im Wege (...).“¹⁸

Neben der politischen war es die mit dieser symbiotisch verbundenen finanzielle Schwäche des Reiches, die seinen rückständigen Charakter untermauerte. Das Finanzwesen, Nervus rerum einer jeden politischen Herrschaft, erwies sich als praxisuntauglich und zutiefst ungerecht, was die Verteilung der Steuerlast anging: So zahlte die Stadt Nürnberg im Jahre 1767 beispielsweise fast eineinhalbmal so viel an Abgaben wie das gesamte Königreich Böhmen.¹⁹ Der Zentralgewalt fehlte jede Durchsetzungsfähigkeit gegenüber den Reichsständen, die etwa Beschlussfassungen über Steuern einfach fernblieben und damit nach der Reichsverfassung nicht zahlungspflichtig waren; der in Wien sitzende Reichspfennigmeister „war tatsächlich kaum mehr als ein Pfennigmeister“²⁰. Insgesamt dokumentierte die Situation in archetypischer Hinsicht die Ohnmacht des Kaisers gegenüber den einzelnen Territorialgewalten des Reiches, die sich im Grunde nur an ihre Pflichten hielten, wenn es ihnen und ihrem spezifischen Herrschaftsinteresse opportun erschien. Von fast schon perfider Ironie war hierbei die Tatsache, dass sich das Reichsherr, mehr als symbolträchtige Institution eines jeden Staatengebildes, das etwas auf sich hielt, in tatsächlich noch desolaterem Zustand als die anderen Reichsinstitutionen befand und alles daran zu setzen schien, dem ihm während des Siebenjährigen

¹⁶ Zit. nach ebd.

¹⁷ Ebd., S. 241. [Hervorhebung im Original]

¹⁸ Ebd., S. 243.

¹⁹ Vgl. ebd., S. 262.

²⁰ Ebd.

Krieges zukommenden Ruf einer „Reißausarmee“ noch nachträglich gerecht zu werden²¹ – die fatalen Auswirkungen sollten sich spätestens in den Napoleonischen Kriegen zeigen. Bedenkt man die Aufwendungen, die die einzelnen Territorialstaaten dagegen für das Militär machten (Preußen etwa wandte 1786 bis 1797 im Schnitt mehr als 71% für den Militäretat auf, Österreich immerhin noch 50%²²), verdeutlicht sich hier in plakativer Weise die reale Gewichtung der politischen Macht im Reich.

Reichspolitisch waren die späten Jahre des 18. Jahrhunderts durch den sich schon unter Maria Theresia abzeichnenden und unter der Regentschaft Josephs verstärkten Konflikt zwischen Preußen und Österreich geprägt. Die sich seit dem Ausbruch der Französischen Revolution rapide veränderte Konfiguration und Konstellation der internationalen Beziehungen ließ Preußen zudem bald das Interesse an der Reichspolitik und an dem Reich verlieren, das wiederum ohne Preußen nicht lebensfähig war.²³ Das politische Gewicht hatte sich damit endgültig in die Territorialstaaten selbst verlagert.

Wirtschaft

Sekundärer Sektor

Der gesamtgesellschaftliche Wandel im ausgehenden 18. Jahrhundert machte sich bis hin zur untersten sozialen Ebene bemerkbar und firmiert unter dem Begriff des Endes der sozial-ökonomischen Realität des „ganzen Hauses“²⁴. Damit einher gingen eine zunehmende Ökonomisierung der Beziehungen innerhalb der handwerklichen Zünfte und die Abkehr von dem bis dato vorherrschenden Prinzip einer patriarchalisch strukturierten Ordnung, die nicht nur die Familie im engeren Sinn, sondern auf das Gesinde umfasste²⁵, wenngleich bis zur Einführung der Gewerbefreiheit im frühen 19. Jahrhundert noch etwas Zeit verstrich. Die von Seiten des Reichstages als auch von einzelnen Landesherren unternommenen Anstrengungen zur Durchführung von Reformen, um die seit dem 11./12. Jahrhundert bestehende Zunftordnung von Grund auf neu zu organisieren, waren zuvor immer am Widerstand der Betroffenen gescheitert – dies ist umso erstaunlicher, als sich in der Auffassung der Zünfte als eines

²¹ Vgl. ebd., S. 263.

²² Vgl. die Tabellen bei Riedel, Adolph Friedrich: Der Brandenburgisch – Preussische Staatshaushalt in den letzten beiden Jahrhunderten. Berlin 1866, Beilage Nr. XVIII. Das Buch ist online verfügbar unter folgender Adresse: http://www.digitalis.uni-koeln.de/Riedel/riedel_index.html. Download vom 10.7.2008. [Die Seite <http://www.digitalis.uni-koeln.de/digitaltexte.html> beinhaltet überhaupt eine ganz ausgezeichnete Sammlung von einschlägigen Texten zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Deutschlands, beginnend vom 18. Jahrhundert; A.H.]

²³ Vgl. Möller, Horst: a.a.O., S. 268.

²⁴ Vgl. Mitterauer, Michael/Sieder, Reinhard: Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie. München 1980, S. 18ff. sowie Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Hg. von Johannes Winkelmann. Bd. 1. Tübingen 1976, S. 230.

²⁵ Dieses Wirtschaftsprinzip geht bis in die Antike zurück und hielt sich im landwirtschaftlichen Sektor vereinzelt bis hinein ins 20. Jahrhundert. Vgl. hierzu grundlegend Brunner, Otto: Das „Ganze Haus“ und die alteuropäische „Ökonomik“. In: Ders.: Neue Wege in der Verfassungs- und Sozialgeschichte. Göttingen 1968, S. 103-127.

mittelalterlichen Relikts Merkantilisten, Physiokraten als auch Aufklärer nicht wesentlich unterschieden.²⁶ Die von den Meistern mit Vehemenz – und Erfolg – verteidigten, von den um stärkere wirtschaftliche Durchsetzungsmacht bemühten Fürsten zusehends als „nährische Exzesse“²⁷ verurteilten Handwerksbräuche bildeten jedoch nicht das einzige Problem der merkantilistischen Gewerbepolitik. Auch innerhalb des Handwerks verschärfte sich die soziale Auseinandersetzung zwischen Meistern und Gesellen aufgrund von zu geringer Entlohnung oder nicht ausreichender Kost. Diesen Konfrontationen lagen zum größten Teil konkrete materielle Konflikte zugrunde, sie verfolgten weniger politisch-revolutionäre Ziele, selbst wenn das oft rigide bis brutale Eingreifen der Staatsmacht (etwa im unter Zuhilfenahme des Militärs blutig niedergeschlagenen Breslauer Schneiderstreik von 1793) dies vermuten ließ.²⁸ Die generelle Strukturiertheit des Handwerks führte zudem zwei Konfliktlinien zusammen: Die langen Ausbildungszeiten von bis zu sechs Jahren, vorgeschriebenen Gesellenwanderschaften von bis zu fünf Jahren, Heiratsbeschränkungen und die komplexe Gebührenordnung²⁹ barg in gleichem Maße sozialen Sprengstoff wie sie in volkswirtschaftlicher Hinsicht Hemmnis für die Weiterentwicklung des gewerblichen Sektors war. Eine radikale Reformierung war damit unumgänglich geworden und bekam durch die Umwälzungen der Französischen Revolution die entscheidenden Impulse, wenngleich ihre Umsetzung auf deutschem Territorium eingedenk obig beschriebener „Epochenscheide“ erst mit Verzögerung vollzogen wurde.

In globaler Perspektive ist zu konstatieren, dass sich das Handwerk auch noch um 1800 auf traditionelle, in Klein- und Kleinstbetrieben organisierte Betriebsformen konzentrierte, wie die Beschränkung der Gesellenstellen pro Meister(betrieb) durch den Reichstagsabschied von 1771 gefallen und seither eine beliebige Anstellung von Gesellen erlaubt war. Statistische Daten belegen, dass um die Jahrhundertwende nicht weniger als ein Drittel der Meister jeweils nur einen einzigen Gesellen beschäftigten.³⁰ Zudem demonstriert die Zahl von 800.000 Meistern auf dem Gebiet des späteren Deutschen Reiches bei hier insgesamt 1,2 Millionen im Handwerk Beschäftigten³¹ einen immens hohen Grad an Selbstständigkeit. Auf das Handwerk entfiel somit ungefähr die Hälfte des Anteils an der gesamten gewerblichen Produktion, in der um 1800 in Deutschland (mit Ausnahme Österreichs) rund

²⁶ Vgl. Möller, Horst: a.a.O., S. 185f.

²⁷ Ebd., S. 196.

²⁸ Vgl. in einer Gesamtschau: Grießinger, Andreas: Das symbolische Kapital der Ehre. Streikbewegungen und kollektives Bewußtsein deutscher Handwerksgesellen im 18. Jahrhundert. Frankfurt/Main-Berlin-Wien 1981.

²⁹ Vgl. Möller, Horst: a.a.O., S. 200.

³⁰ Vgl. Kaufhold, Karl Heinrich: Das Gewerbe in Preußen um 1800. Göttingen 1978, S. 37 sowie Ders.: Das deutsche Handwerk am Ende des 18. Jahrhunderts. Handwerk, Verlag und Manufaktur. In: Berding, Helmut/Ullmann, Hans-Peter (Hg.): Deutschland zwischen Revolution und Restauration. Königstein 1981, S. 311-327.

³¹ Vgl. Möller, Horst: a.a.O., S. 201.

2,25 Millionen (20% der Gesamtbeschäftigung) Menschen arbeiteten – davon wiederum mehr als die Hälfte im Bereich des Textilwesens.³²

Die folgende Tabelle gibt die Struktur des sekundären Sektors um 1800 wieder:

Zweig	Handwerk	Verlag	Manufaktur	Gesamt	
	in Prozent	in Prozent	in Prozent	in Prozent	absolut
Metall	5,6	1,0	1,0	7,6	170 000
Bau	10,4	0,0	0,0	10,4	240 000
Steine, Erden	2,9	0,0	0,2	3,1	70 000
Textil, Bekleidung	8,3	41,0	3,2	52,5	1 170 000
Holz, Papier	8,6	1,0	0,7	10,3	230 000
Nahrung	13,4	0,0	0,0	13,4	300 000
Bergbau	0,0	0,0	1,8	1,8	40 000
Gesamt	49,9	43,1	7,0	100,0	2 240 000

Quelle: Möller, S. 201.

Neben dem textilen Verlagssystem bildeten die Manufakturen – vorindustrielle unzünftige Gewerbebetriebe – einen genuin eigenen Produktionszweig innerhalb des sekundären Sektors. Sie fertigen in Handarbeit und auf arbeitsteiliger Grundlage vornehmlich in für diese Produktionsweise besonders geeigneten Gewerben (z.B. Herstellung von Luxusgütern wie Porzellan, Tapisserien, etc.) und bedurften in rechtlicher Hinsicht, da sie außerhalb der zünftigen Organisation standen, der landesherrschaftlichen Privilegierung und Konzessionierung. Die ersten Manufakturen entstanden auf diese Art bereits im 17. Jahrhundert und entwickelten sich nicht, wie oftmals missverständlich vermittelt wird, aus dem autonomen städtischen Gewerbe, sondern entsprangen durchwegs territorialfürstlicher Initiative. Als weiteres Spezifikum existierten in Verlagswesen Mischformen, die von der Forschung unter dem Begriff der „dezentralisierten Manufaktur“ zusammengefasst wurden³³. Ein Paradigma hierfür stellt die Linzer Wollmanufaktur dar, bei der im ausgehenden 18. Jahrhundert 35.000 [sic!] Weber und Spinner beschäftigt waren, die jedoch zum größten Teil nicht im Betrieb selbst arbeiteten.

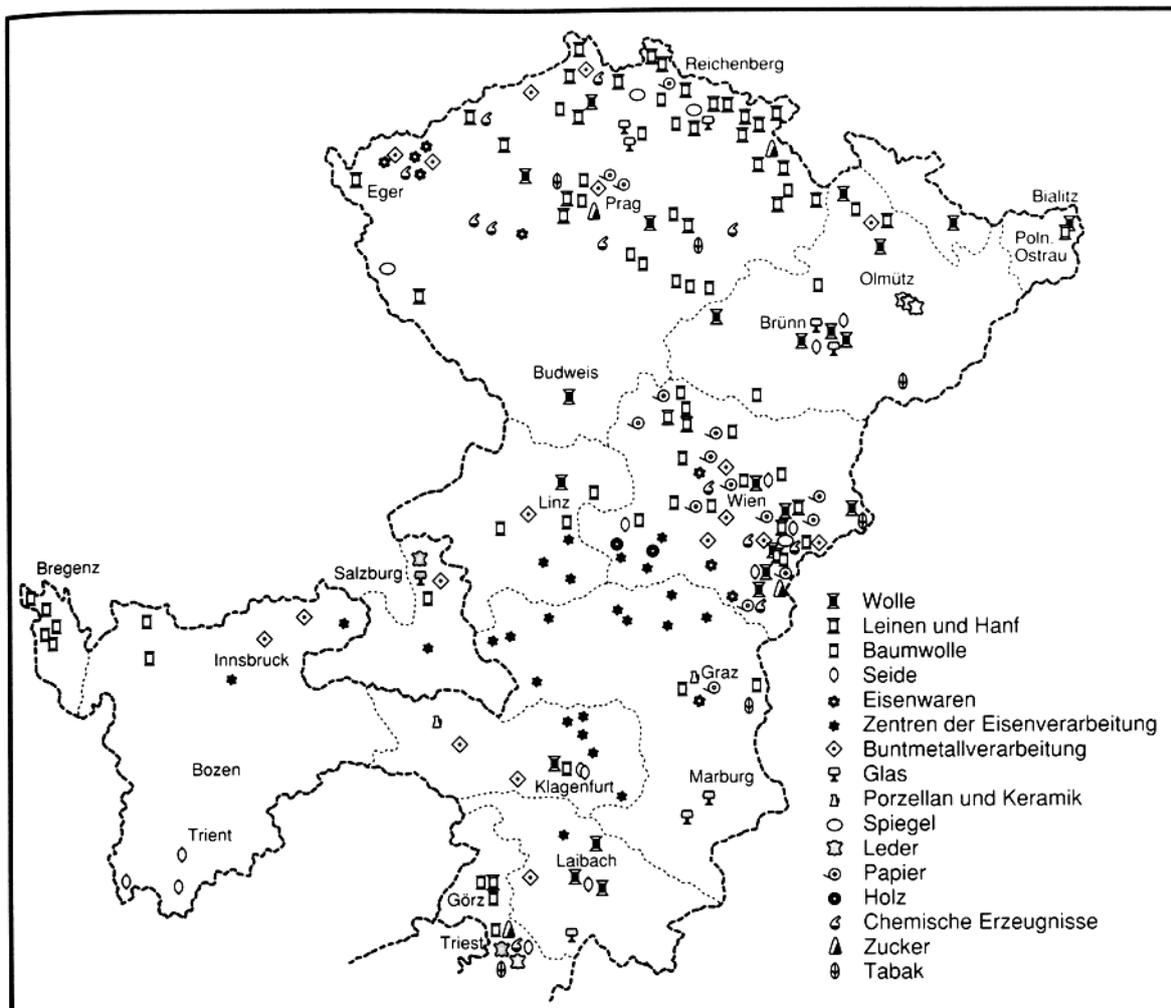
Das Aufkommen der ersten Fabriken, die von der Betriebsform nicht mit den Manufakturen verwechselt werden dürfen, datiert ebenfalls in diesen Zeitraum. Typologisch unterscheidet sich das Produktionsmodell der Fabrik in prinzipieller Hinsicht von demjenigen der Manufaktur durch den Grad der Mechanisierung des Arbeitsprozesses, der wiederum durch den technischen Fortschritt bedingt wurde (Stichwort: Industrielle Revolution). Dass im Sprachgebrauch um 1800 noch kein Unterschied

³² Vgl. ebd., S. 202.

³³ Vgl. ebd., S. 203.

zwischen den beiden Betriebsformen gemacht wurde, liegt vor allem an der noch marginalen wirtschaftlichen Bedeutung des Fabriksystems. So geht das früheste deutsche Beispiel einer voll mechanisierten Fabrik auf das Jahr 1784 zurück (mechanische Baumwollspinnerei des Elberfelder Leinwandhändlers Brügelmann in Ratingen bei Düsseldorf mit 70 bis 80 Arbeitern)³⁴. In Berlin wurde die erste Baumwollmaschinenspinnerei mit Dampfmaschine erst 1795 eröffnet, wodurch die ungleich größere wirtschaftliche Bedeutung der Manufakturen zu diesem Zeitpunkt leicht ersichtlich ist. Deren Gesamtzahl in Deutschland betrug im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts über 1.000, wobei sich die meisten in den deutschen Erbländern Habsburgs befanden (nämlich 280, davon allein die Hälfte in Niederösterreich).

Der Manufakturbestand in den deutschen Erbländern der Habsburgermonarchie unter Maria Theresia und Joseph II.



Quelle: Möller, S. 205.

³⁴ Vgl. ebd.

Handelspolitik

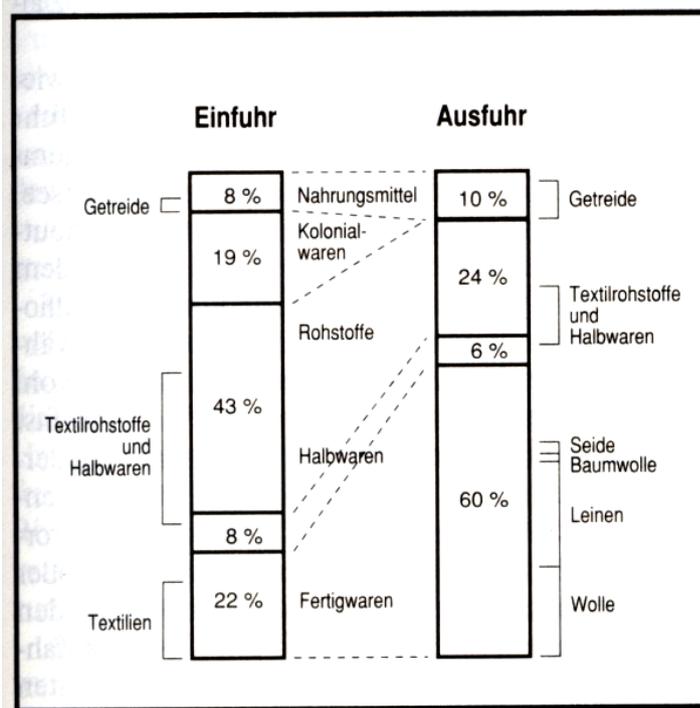
Das im ausgehenden 18. Jahrhundert vollzogene Abgehen von einer streng merkantilistischen Wirtschaftspolitik der kontinentalen Territorialstaaten belebte einerseits durch Gewerbe- und Exportförderung den Außenhandel, fand aber zum anderen durch die von den meisten europäischen Staaten betriebene rigide Zollpolitik ihre Grenzen und blockierte ihre Wirksamkeit. Um 1800 lag das Import-Export-Volumen Deutschlands bei etwa 360 Millionen Mark im Jahr³⁵, wobei der Textilsektor mit 60%igem Anteil an der deutschen Gesamtausfuhr die Spitzenstellung einnahm, der Getreideexport (vorwiegend über die Ostsee) nur noch vergleichsweise niedrige 10% erreichte. Der wichtigste Handelspartner der deutschen Staaten war Frankreich, gefolgt von den Niederlanden und Großbritannien. Bemerkenswert ist, dass alle drei Länder gegenüber den deutschen Territorien teils immense Handelsbilanzüberschüsse erwirtschaften konnten (Frankreich bei einem Export nach Deutschland im Volumen von 36,6 Millionen Talern und einer Einfuhr von 3 Millionen Talern über 33 Millionen Taler!)³⁶, die seitens der deutschen Staaten durch positive Außenhandelsbilanzen mit Spanien, Portugal, Polen sowie den nordischen Ländern einigermaßen kompensiert werden konnten. Jedoch zeigten sich regionalspezifisch beträchtliche Differenzen. Preußen, der zweifellos erfolgreichste kameralistische Staat, zeigt in seiner 1785/86 erstellten „General-Balance“ einen beträchtlichen Außenhandelsüberschuss³⁷, der in Übereinstimmung mit dem deutschen Gesamtbild hauptsächlich durch die Textilienproduktion erwirtschaftet wurde.

³⁵ Das entsprach etwa einem Betrag von 15 bis 16 Mark pro Einwohner und einem Anteil am Sozialprodukt von 8 bis 9%. Vgl. Henning, Friedrich-Wilhelm: Das vorindustrielle Deutschland 800 bis 1800. Paderborn 1974, S. 268. Siehe auch Kellenbenz, Hermann: Der deutsche Außenhandel. In: Lütge, Friedrich (Hg.): Die wirtschaftliche Situation in Deutschland und Österreich um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Stuttgart 1964, S. 4-60 sowie Hassinger, Herbert: Der Außenhandel der Habsburger Monarchie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Lütge, Friedrich: a.a.O., S. 61-98.

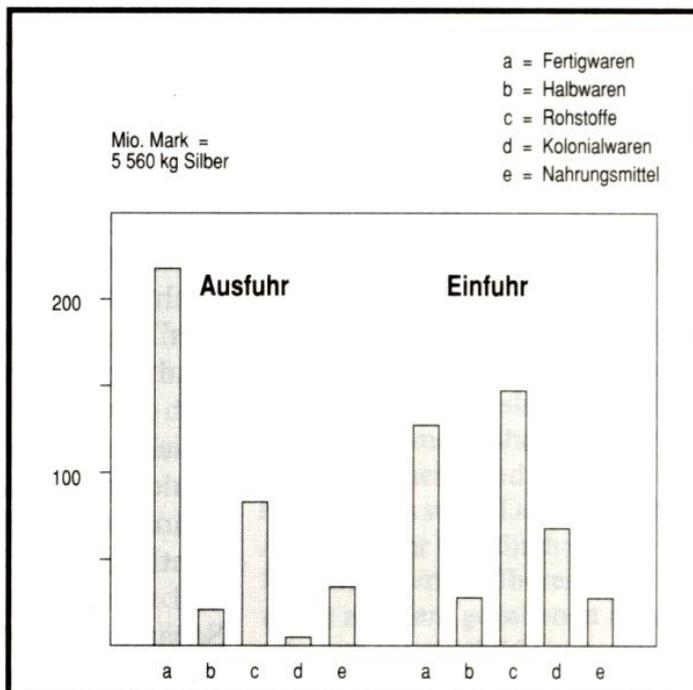
³⁶ Vgl. Möller, Horst: a.a.O., S. 222f.

³⁷ Vgl. ebd., S. 224.

Struktur des deutschen
Aussenhandels um 1800



Der Außenhandel Deutschlands um
1800 in Mill. Mark



Quelle: Möller, S. 221.

Festzuhalten ist, dass man selbst hier die einzelnen Fürstentümer weiterhin als eigenständige ökonomische Einheiten betrachtete und damit etwa von einem landesweit einheitlichen Zollsystem noch weit entfernt war. Trotz der ansonsten auf durchgreifende Reformen abzielenden Politik Friedrichs des Großen (etwa in der Erschließung neuer Steuerquellen³⁸) verdeutlicht sich hier, dass an der Grundstruktur kameralistischer Wirtschaftsstrategie nicht experimentiert wurde: „Sosehr sein eigenes

³⁸ Vgl. ebd., S. 226.

wirtschaftspolitisches Denken demjenigen seiner (...) Beamten entsprach, sowenig verzichtete er darauf, alles und jedes zu inspizieren.“³⁹

Die Ausbildung eines eigenständigen Bankensektors im 18. Jahrhundert ist eng an die generellen Vorgaben staatlicher Wirtschaftspolitik gebunden. Die Kreditvergabe an Gewerbe und Handel erlangte somit verstärkte Bedeutung, ebenso die Rolle der Banken bei der Sanierung adeliger Guts- und Grundherrschaften.⁴⁰ Das primäre Betätigungsfeld der großen Geldinstitute und zugleich ihr Hauptproblem stellte die Bereitstellung von Staatskrediten dar, wodurch sich „die Liquidität vieler Banken schnell verschlechterte“⁴¹. Bis zum Beginn der Revolutionskriege im Jahre 1792, die das Ende des streng merkantilistischen Zeitalters für den deutschen Raum bedeuteten, hatte jedenfalls nur Preußen wesentliche Schritte hin zu einer „modernen“ Wirtschaftspolitik unternommen und wies als einzige deutsche Territorialherrschaft volle Staatskassen, einen erheblichen Außenhandelsüberschuss und wenigstens teilweise florierende Manufakturen auf.⁴² Das schon das ganze 18. Jahrhundert permanent auf Kredite angewiesene habsburgische Österreich dagegen verbuchte 1791 nicht weniger als 500 Millionen Gulden Schulden. Global gesehen war für die deutsche Staatenwelt charakteristisch, dass jeder ihre einzelnen Staaten – mit Ausnahme Preußens – Kapital einführen mussten und hohe Zinslasten zu tragen hatten. Die maßgeblichen Kapitalgeber kamen dabei aus den Niederlanden, Großbritannien sowie mit Abstrichen der Schweiz. Im Übrigen war, wie Möller feststellt, „die Investitionsneigung gering und privates Sparen selten“⁴³, floss der überwiegende Teil des Sozialproduktes in den privaten Verbrauch und war auch der Anteil der Arbeitskraft im unproduktiven Dienstleistungsbereich (z.B. die fürstliche Hofhaltung) nicht unbeträchtlich.⁴⁴

Eine von Wolfgang Zorn angeführte und wohl einzigartige zeitgenössische Quelle für das Kurfürstentum Sachsen aus dem Zeitraum zwischen 1790 und 1800 gibt eine Schätzung über die Verteilung der Finanzierung der Staatsfinanzen an. Demgemäß erbrachten Bauern und Handwerker über 31%, Handwerker und „Kapitalisten“ 18,5%, die Rittergutsbesitzer 10,4%, die Bergwerke über 27% sowie die Kirchen und Domänen – nichts.⁴⁵

³⁹ Ebd., S. 224.

⁴⁰ Vgl. ebd., 229.

⁴¹ Ebd.

⁴² Vgl. ebd., S. 230.

⁴³ Ebd., S. 231.

⁴⁴ Vgl. ebd.

⁴⁵ Vgl. Zorn, Wolfgang: Gewerbe und Handel 1648-1800. In: Aubin, Hermann / Zorn, Wolfgang (Hg.): Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Bd. 1. Stuttgart 1971, S. 531-573, hier S. 569f.

Der Strukturwandel im Wirtschaftsleben während des letzten Viertels des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts war jedoch nicht mehr aufzuhalten und zeigte sich nicht zuletzt dadurch, dass in zahlreichen deutschen Regionen die Selbstversorgungswirtschaft immer mehr zugunsten verstärkter Arbeitsteilung zurückgedrängt wurde. Diese Entwicklung beschränkte sich nicht mehr nur auf die Städte, wo sie ohnehin bereits die vorherrschende Norm darstellte, sondern erschloss auch in zunehmendem Maße nicht-städtische Gebiete. Dieses Faktum der spezialisierten Massenproduktion gewerblicher Güter, die über den lokalen Bedarf hinausging, ließ manche Forscher darum auch von einer „Industrialisierung vor der Industrialisierung“ unter dem zusammenfassenden Begriff „Protoindustrialisierung“ sprechen.⁴⁶

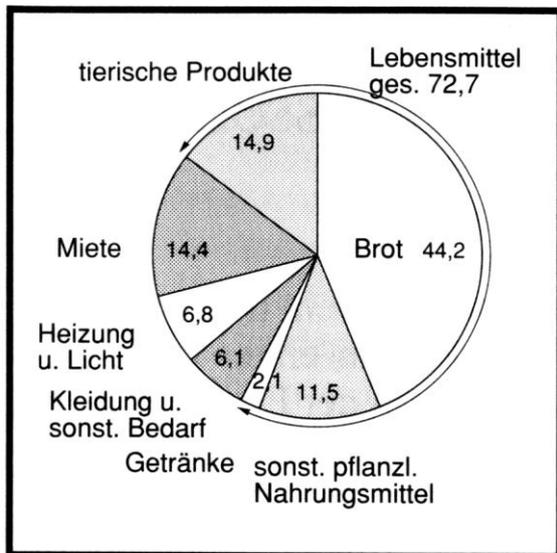
Landwirtschaft, Bevölkerung

Dabei ist zu betonen, dass um 1800 (und selbst in Preußen) noch der Großteil der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig war. Überhaupt wies die gesamte Wirtschaftsstruktur noch eine Prädominanz des Agrarsektors auf, dessen Entwicklung darum oft zum entscheidenden Faktor für die generelle Verlaufsrichtung der Volkswirtschaft wurde. Die in Deutschland aufgrund des rasanten Bevölkerungsanstiegs und der zunehmenden Exportorientierung bemerkbare Preissteigerung für landwirtschaftliche Produkte führte so zum Entstehen veritabler (Hunger-)Krisen (beispielsweise in den Jahren 1770/76, 1801/06, 1804/05) und daraus folgernd Konjunkturerinbrüchen und einem allgemeinen Abfallen der volkswirtschaftlichen Produktion.⁴⁷ Wirtschaftshistorische Berechnungen entwerfen für das Jahr 1800 ein Bild, wonach ein Berliner Maurergeselle mit einer fünfköpfigen Familie 73% seines gesamten Lohns für die Ernährung ausgeben musste, 44% seines Einkommens – also beinahe die Hälfte – auf das tägliche Brot.⁴⁸

⁴⁶ Nach Ansicht amerikanischer Historiker wie etwa Charles Tilly setzte dieser Prozess im alten Europa bereits im 16. Jahrhundert ein, ohne dass dies bereits als Form der – klassischen – Industrialisierung anzusehen wäre. Dies wurde in Deutschland in Arbeiten von Kriedte, Medick und Schlumbohm aufgenommen. Siehe hierzu: Kriedte, Peter/Medick, Hans/Schlumbohm, Jürgen: Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus. Göttingen 1978 sowie Kriedte, Peter: Spätfeudalismus und Handelskapital. Grundlinien der europäischen Wirtschaftsgeschichte vom 16. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts, Göttingen 1980.

⁴⁷ Vgl. Möller, Horst: a.a.O., S. 234. Aus dieser Zeit stammt auch der Siegeszug der Kartoffel, die in Europa ursprünglich als minderwertig angesehen und als Viehfutter verwendet wurde.

⁴⁸ Vgl. ebd., S. 235. Der Fleischverzehr spielte, anders noch im Spätmittelalter, eine untergeordnete Rolle. Betrug er im 16. Jahrhundert noch etwa 100 Kilogramm pro Kopf und Jahr, so kam man im 18. Jahrhundert auf nicht einmal mehr 16 Kilogramm (vgl. ebd., S. 236).



Lebenshaltungskosten einer fünfköpfigen
Maurerfamilie in Berlin um 1800, in Prozent des
Einkommens

Quelle: Möller, S. 234.

Preissteigerungen wie die obig beschriebene führten damit beinahe zwangsläufig zur Verarmung.⁴⁹ Letztere hatte im Laufe des 18. Jahrhunderts immer weitere Bevölkerungsschichten ergriffen. Um 1800 hatten nicht weniger als zwei Drittel der Landbevölkerung keine ausreichende Ernährung. In den Städten sah es kaum besser aus, dort erhielt im Vergleichszeitraum ein Viertel aller Stadtbewohner Unterstützung von kirchlichen, staatlichen oder privaten Stellen.⁵⁰ Nicht zuletzt diese für Frankreich ähnliche Problematik war dort eine der entscheidenden Ursachen der Revolution, was sich etwa in paradigmatischer Form in einer Erklärung Robespierres zeigt, der nach einer erneuten Teuerungswelle für landwirtschaftliche Produkte am 2. Dezember 1792 proklamierte: „Die dem Menschen nötigen Lebensmittel sind so heilig wie das Leben selbst.“⁵¹

Das für diese Krisen mitverantwortliche Problem lag in der Bevölkerungsentwicklung in der deutschen Staatenwelt im 18. Jahrhundert. Nach dem Siebenjährigen Krieg setzte im Reich eine Periode relativer Befriedung innerhalb seiner bis 1806 bestehenden Grenzen ein, die zu diesem Zeitpunkt etwa 672.000 Quadratkilometer umfassten.⁵² Wie vielgliedrig das spätere Deutsche Reich hier allerdings war, beweist die Anzahl der autonomen Territorien: Die Landesherrschaft zerfiel in nicht weniger als 314 selbstständige Territorien und über 1400 Reichsritterschaften. Zum Vergleich bestand der Deutsche Bund nach 1815 aus nur noch 39 Einzelstaaten, darunter den vier Freien Reichsstädten Hamburg, Bremen, Lübeck und Frankfurt/Main. Trotz der Gemeinsamkeiten zwischen ihnen bedingte diese staatsrechtliche Aufspaltung eine oft unterschiedliche Bevölkerungs- und Wirtschaftsentwicklung.

⁴⁹ Vgl. Abel, Wilhelm: Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Deutschland, Göttingen 1972, S. 14ff.

⁵⁰ Vgl. Henning, Friedrich-Wilhelm: a.a.O., S. 285f.

⁵¹ Der Text der gesamten Rede Robespierres findet sich bei Pallach, Ulrich-Christian (Hg.): Hunger. Quellen zu einem Alltagsproblem seit dem Dreißigjährigen Krieg. München 1986, S. 265-270.

⁵² Vgl. Biedermann, Karl: Deutschland im 18. Jahrhundert. Bd. 1. Leipzig 1880 (Neudruck Aalen 1969), S. 4. [Die von Biedermann angegebene Maßeinheit Quadratmeile wurde in die heute übliche Einheit Quadratkilometer umgerechnet, A.H.]

Quantifizierungen und approximative Annäherungen ergeben für den Übergang des 18. zum 19. Jahrhundert etwa hinsichtlich der Stadtentwicklung beträchtliche regionale Unterschiede mit eindeutigem Schwerpunkt im südwestlichen Raum. Die Gesamtanzahl der Städte im Reichsgebiet wird auf etwa 2.300 bis 2.400 geschätzt, zusätzlich zu 3.000 Marktflecken, 90.000 bis 100.000 Dörfern und etwa 30.000 bis 40.000 Rittersitzen⁵³. Die Einwohnerzahl des Reiches bewegte sich im Rahmen von 24 bis 30 Millionen, bei einer Gesamteinwohnerzahl Europas (inklusive der Türkei) von etwa 130 bis 140 Millionen Menschen⁵⁴. In diesen Angaben scheinen jedoch die teils enormen Schwankungen in punkto Bevölkerungs- und Siedlungsdichte nicht auf. So wiesen etwa Schlesien, das preußische Sachsen, das Rheinland sowie Westfalen und Württemberg die mit Abstand höchste Bevölkerungsdichte auf, was in direktem Konnex zu der hier früher und intensiver als in anderen Regionen einsetzenden Industrialisierung steht.⁵⁵

Territorium	Jahr	Einwohner pro Quadrat- kilometer
Ostpreußen und Litauen	1766	18,7
	1785	22,8
	1804	24,7
Pommern	1766/1768	14,5
	1786	17,2
	1804	20,0
Sachsen	1766	41,7
	1786	46,6
	1800	52,5
preuß. Rheinprov.	1768	39,4
	1786	45,9
	1793	50,0
Kurmark	1766	24,1
	1786	27,8
	1804	32,4
Schlesien	1765	32,4
	1785	45,6
Westfalen	1766	50,0
	1786	54,8
	1800	54,8
Landgrafschaft Hessen-Darmstadt	1792	53,3

Quelle: Möller, S. 76.

Im 18. Jahrhundert lebten mit jedoch abnehmender Tendenz noch ungefähr 75% der Bevölkerung am Land. Die erste große Urbanisierungswelle setzte erst überhaupt erst im frühen 19. Jahrhundert ein,

⁵³ Vgl. Möller, Horst: a.a.O., S. 74.

⁵⁴ Vgl. Armengaud, André: Die Bevölkerung Europas von 1700 bis 1914. In: Cipolla, Carlo M./Borchardt, Knut (Hg.): Europäische Wirtschaftsgeschichte. Bd. 3. Stuttgart-New York 1985, S. 11-46, hier S. 18ff. Vgl. auch Möller: Horst: a.a.O., S. 74f.

⁵⁵ Vgl. Möller, Horst: a.a.O., S. 76f.

wenngleich zentrale Orte hier schon früher erhebliche Anziehung ausüben konnten⁵⁶. Großstädte im Sinne Londons (1800 bereits 1 Million Einwohner) oder von Paris (550.000) gab es im ganzen Reich nicht; Wien hatte als größte „deutsche“ Stadt 230.000 Einwohner (1750: 170.000), Berlin als zweitgrößte schon nur noch 170.000 (1750: 110.000).⁵⁷

Auch die Bevölkerungszunahme verlief höchst unterschiedlich. In Preußen verdoppelte sich die Bevölkerungszahl innerhalb von zwei Generationen von der Mitte des 18. bis zum frühen 19. Jahrhundert und erreichte 1800 6,2 Millionen Menschen, 1815 – mit den Gebietsgewinnen nach dem Wiener Kongress und den nicht zum Deutschen Bund gehörigen Gebieten – bereits 10,4 Millionen. Preußen hatte damit die deutschsprachigen Gebiete Habsburgs bereits überholt; diese wiesen 1805 9,2 Millionen Menschen (bei insgesamt 25 Millionen in allen habsburgischen Territorien) auf.⁵⁸

Diese Bevölkerungszunahme entsprach dabei ganz den Grundannahmen merkantilistischer Wirtschaftspolitik, sei doch die Bevölkerung der „wichtigste Gegenstand der Regierung (...) weil mit viel Bevölkerung der Fürst erst eigentlich reich ist“⁵⁹.

Die im Zuge des Bevölkerungswachstums sich verschärfende Ernährungsproblematik demonstriert auch die Schwierigkeit territorialstaatlicher Herrschaft, flächendeckende Maßnahmen zu ergreifen und geeignete Steuerungsmechanismen für die sich anbahnende Volkswirtschaft des 19. Jahrhunderts auszubilden.

⁵⁶ Reulecke, Jürgen: Geschichte der Urbanisierung in Deutschland. Frankfurt/Main 1985, S. 10ff.

⁵⁷ Vgl. Armengaud: a.a.O., S. 18f.

⁵⁸ Vgl. Möller, Horst: a.a.O., S. 80.

⁵⁹ Dietrich, Richard (Hg.): Politische Testamente der Hohenzollern. München 1981, S. 259.

Zur deutschen Geldlehre

Das Münzchaos am Beginn des 19. Jahrhunderts

Der Niedergang des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und sein Zerfall in viele kleine Einzelteile und die damit einhergehende Zersplitterung waren vor allem im Geldwesen deutlich spürbar. Die Probleme lassen sich grob in drei Kategorien zusammenfassen:

1. Der politischen und ökonomischen Situation und vor allem dem geringen Integrationsgrad entsprechend „zeigte sich die Karte der deutschen Währungslandschaft in buntscheckiger Vielfalt“⁶⁰.
2. Der Umlauf der Münzen war uneinheitlich, es liefen Münzen „unterschiedlichster, zum Teil nicht feststellbarer Herkunft und Rechnungseinheit und von höchst verschiedenem Feingehalt“⁶¹ um.
3. Bei diesen Münzen gab es zusätzlich oft keine Entsprechung von nominalem Wert und Metallgehalt.

Die Tatsache, dass sich so viele verschiedene deutsche Währungssysteme herausbilden konnten, kann vor allem auf das so genannte „Münzregal“ zurückgeführt werden, einem seit 1648 geltenden „offiziellen Rechtes aller Reichsstände“⁶², das ihnen die Prägung eigener Münzen erlaubt.

„Zwar war durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 die Zahl der Inhaber des Währungsregals drastisch eingeschränkt worden, doch fanden sich nach der Beendigung der Befreiungskriege und dem Wiener Kongreß noch immer 35 Staaten und 4 Freie Städte im Deutschen Bund, zu deren eifersüchtig gehüteten Souveränitätsrechten eben auch die uneingeschränkte Verfügung über die Herstellung eigenen Geldes gehörte.“⁶³

In West- und Mitteldeutschland rechnete man „vielfach nach Talern mit landschaftlich wechselnder Unterteilung, zum Teil auch unterschiedlicher Wertstellung; Süddeutschland nach Gulden zu 60 Kreuzern, das östlichere Norddeutschland nach Courantmark zu 16 Schillingen“⁶⁴. Damit der Warenverkehr überregional abgewickelt werden konnte, versucht man zwar „auf weiträumigere

⁶⁰ Otto, Frank: Die Entstehung eines nationalen Geldes. Integrationsprozesse der deutschen Währungen im 19. Jahrhundert. Duncker&Humblot, Berlin, 2002. S. 32.

⁶¹ Ebd., S. 32.

⁶² Ebd., S. 32.

⁶³ Ebd., S. 32.

⁶⁴ Kahl, Hans-Dietrich: Hauptlinien der deutschen Münzgeschichte vom Ende des 18. Jahrhunderts bis 1878. Waldkircher Verlagsgesellschaft, Waldkirch, 1972. S. 7.

Zusammenhänge Rücksicht zu nehmen“, das führte aber dazu, dass „Prägesystem und Rechnungssystem“⁶⁵ auseinanderfielen. Die einzige Gemeinsamkeit blieb lediglich in der Gewichtseinheit der so genannten „Kölnischen Mark“ bestehen, die als Bezugsrahmen für alle Gewichtsnormen im Münzwesen diente. Der Geldwert der Münzen richtete sich im Allgemeinen nach deren Edelmetallwert, damit sie auch im Ausland eingesetzt werden konnten. Meist bestand eine Währung aus Geld aus gutem Silber, „Goldmünzen waren vor allem im Groß- und Fernhandel verbreitet“⁶⁶. Deren „Kurswert wurde am Wertverhältnis des Goldes gegenüber dem Silber gemessen und schwankte mit dem Marktwertverhältnis der beiden Metalle“⁶⁷, allerdings waren sie meist keine gesetzlichen Zahlungsmittel im eigentlichen Sinn des Wortes. Neben Gold- und Silbermünzen existierte auch eine Art Kleingeld, das aus entweder stark kupferhaltigem Silber, das damals als schlechtes Silber galt, oder überhaupt nur aus Kupfer bestand. Es diente als „minderwertiger Notbehelf, dem man mißtrauisch gegenüberstand“⁶⁸ und wurde als „Scheidemünze“ bezeichnet. Gegen einen Aufpreis, das so genannte Agio, konnte man die Scheidemünzen in „gutes“ Geld einwechseln.

Deutsche Geldtheorie

Man kann nicht behaupten, dass das grundlegende Fundament, auf dem die moderne Geldtheorie aufbaut, „auf deutschem Boden entstanden“⁶⁹ sei, „die Baumeister“⁷⁰ waren keine Deutschen. In Deutschland fand man sich nicht, wie dies in Italien der Fall war, mit einer Situation konfrontiert, wo man „zwar ein schlechtes Münzwesen, aber eine gute Geldtheorie“⁷¹ vorweisen konnte. Man verfügte zuerst mehr über eine Münz- als eine Geldlehre, denn „es fehlte an der Vertiefung der theoretischen Grundlagen als solcher“ und die hat sich erst „nach und nach, z.B. für die Scheidemünze“⁷² ausgebildet.

Dänische Münzreform

Eine anregende Epoche für die Auseinandersetzung deutscher Ökonomen mit Geldtheorie war erst die dänische Münzreform in den 1790er Jahren, die eine lebhafte Diskussion in Deutschland ausgelöst hat. Nach der Ära Struenseeischer Administration schlitterte Dänemark zusehends in eine finanz- und geldpolitische Krise: „Unaufhörliche Abwechslung im Ministerium, unaufhörliches Schwanken in den unsteten stets veränderten Grundsätzen der Administration, Mangel an Staatsökonomie, und große Fehlgriffe in der Anwendung schädlicher Palliativmittel hatten den sonst glücklichen Staat nahe an den

⁶⁵ Ebd.

⁶⁶ Ebd.

⁶⁷ Ebd.

⁶⁸ Ebd.

⁶⁹ Altmann, S.P.: Zur deutschen Geldlehre des 19. Jahrhunderts. In: Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre im neunzehnten Jahrhundert. Gustav Schmoller zur siebzigsten Wiederkehr seines Geburtstages. 24. Juni 1908. Erster Teil. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot, 1900. S. 1.

⁷⁰ Altmann, S.P.: a.a.O., S. 2.

⁷¹ Ebd.

⁷² Ebd.

Rand des Verderbens gebracht“⁷³. Aus dieser Krise erwuchs aber ein fruchtbarer Streit, der in einem spill-over-Effekt auch Deutschland erfasste. Die Allgemeine Literaturzeitung resümiert, dass diese Dänische Münzreform für die Theorie des Geld- und Münzwesens in Deutschland weit lehrreicher war, als die beiden verwandten Ereignisse im 18. Jahrhundert, nämlich die Reform in Frankreich in den Jahren 1716-1720 und die schwedische „Münzrevolution“, was nach Ansicht der Allgemeinen Literatur Zeitung „freylich zunächst an den Männern selbst“ liegt, „die hier als Votanten auftreten“, aber „ohne Preßfreyheit würden wir schwerlich diese Vota gehört haben“⁷⁴. Es lag also vor allem an der ausgeprägten Presse- und Meinungsfreiheit in Dänemark, dass es möglich war, so offen über ein Thema zu diskutieren. Der Autor des Artikels gerät fast ins Schwärmen, wenn er auf die „in allen diesen Aufsätzen im höchsten Grade herrschende Publicität und Freymüthigkeit“ aufmerksam macht, die „eine glückliche Folge der durchaus unbeschränkten Preßfreyheit“ ist, „dieses ausgezeichneten und seit undenklichen Jahren ungekränkten Kleinods der Dänischen Staaten“⁷⁵. Gerade „herzerhebend“ ist es für ihn „zu sehen, wie hier der Bürger einer durchaus unumschränkten Monarchie gegen die Regierung, der im Dienst des Staats stehende Mann gegen den Staat das Wort nimmt, mit Freymüthigkeit nicht nur, sondern oft sogar vorlaut, und selbst mit Bitterkeit, seinen Tadel gegen öffentliche Verfügungen, seine Bedenklichkeiten und Einwürfe dawider, vorbringt, wie Männer am Ruder es nicht unter ihrer Würde halten, sich auf diese Einwürfe einzulassen, sondern es für ihre Pflicht achten, solche zu prüfen“ und „wie durch dieses Pro und Contra, durch dieses laute Debattiren über Staatsangelegenheiten, nicht nur die Aufklärung des Publicums, seine Zufriedenheit mit der Regierung, sondern auch die Administration selbst gewinnt, und durch Entwöhnung von einseitigen Begriffen, durch stilles Aufmerken auf die Stimme des Volks, und durch Betrachtung einer jeden Idee von mehr als einer Seite, nothwendig gewinnen muß“⁷⁶. Das würde man heutzutage wohl eine Win-Win-Situation nennen. Aber zurück zur Geld- und Münzdebatte.

Veränderungen in der Herangehensweise

Wie vorhin beschrieben, gab es, wirtschaftsgeschichtlich gesehen, drängende Anlässe sich mit den Problemen des Geld- und Münzwesens zu beschäftigen, aber diesmal – gegen Ende des 18. Jahrhunderts – ist man den Problemen mit Theorie begegnet, man zeigte reges Interesse an wissenschaftlich-systematischer Auseinandersetzung, die an die Stelle rein praktischer Behandlung trat, „wie sie in der für die Geldtheorie ganz unfruchtbaren Kameralistik vorgeherrschte hatten“⁷⁷. Diesmal aber wurde diese „Angelegenheit“ nicht wie die „bloß eines Tages oder eines Landes“ behandelt,

⁷³ Allgemeine Literatur-Zeitung. Numero 275. Donnerstags, den 13. October 1791.

⁷⁴ Ebd.

⁷⁵ Ebd.

⁷⁶ Ebd.

⁷⁷ Altmann, S.P.: a.a.O., S. 3.

sondern es war die Rede von „sehr wichtigen allgemeinen Untersuchungen über die ersten und wesentlichen Grundsätze der Geld- und Münzpolitik für alle Zeiten und alle Völker“⁷⁸. Es war einerseits Adam Smith und andererseits Kant, die den deutschen Ökonomen eine neue Richtung wiesen, „um einmal volkswirtschaftliche Systeme, in denen das Geld ein Glied war, dann theoretisch-philosophische Betrachtung dieses Objekts“⁷⁹ hervorzurufen.

Den Streit, ob Geld eine Ware ist oder nicht, gibt es schon so lange wie die Geschichte des Denkens selbst:

„Seit Aristoteles‘ Tagen ist die Frage, ob das Geld physei oder nommos sei, nicht aus der Welt verschwunden. Es ist durchaus unrichtig, daß man drei Entwicklungsstufen⁸⁰ annehmen könne, wonach das Geld im so genannten Merkantilsystem als der Inbegriff alles Reichtums, dann in der Reaktion als Wertzeichen und schließlich in der Gegenwart nur als Ware angesehen sei. Das Problem, ob das Geld Ware sei, war stets Gegenstand ernsthaftesten Nachdenkens und bis in die Gegenwart stehen sich hier zwei entgegengesetzte Anschauungen gegenüber.“⁸¹

Unterschiede zwischen merkantilistischer und klassischer Lehre

Der erste und wohl wichtigste Vertreter deutscher Geldlehre ist Johann Georg Büsch. In der Literatur wird er meist den Merkantilisten zugeordnet. Bevor allerdings auf seine Person und seine Schriften eingegangen wird, sollen kurz die Trennlinien zwischen merkantilistischer und klassischer Geldlehre behandelt werden, zusammen mit den Beiträgen zu merkantilistischer Geldpolitik von zwei modernen Autoren, deren erklärtes Ziel es ist, die eben zitierte „unrichtige“, aber gängige, Einteilung in „drei Entwicklungsstufen“ aufzuweichen und durch eine Neubewertung der merkantilistischen Schule zu ersetzen.

In den Schriften des deutschen Merkantilismus, dessen Beginn meist mit dem 16. Jahrhundert datiert wird und als dessen letzte deutsche Vertreter neben Büsch auch oft Sonnenfels und Struensee genannt werden, wird oft die Forderung nach Geldvermehrung hervorgehoben, da man der Ansicht war, dass viel flüssiges Geld dafür Sorge kann, dass sich die früh-kapitalistische Wirtschaft mit ihrem charakteristisch hohem Kapitalbedarf ausdehnt, wächst und konsolidiert. Diese Form der

⁷⁸ Allgemeine Literatur-Zeitung. Numero 275. Donnerstags, den 13. October 1791.

⁷⁹ Altmann, S.P.: a.a.O., S. 4.

⁸⁰ Hier zitiert Altmann „Die Theorie des Geldes“ von Hildebrand.

⁸¹ Altmann, S.P.: a.a.O., S. 4-5.

Wirtschaftstheorie sieht das Geld und den Kredit nicht nur ein technisches Hilfsmittel zur Erleichterung des Warenaustausches an, sondern schreibt ihm aktive Gestaltungskompetenz der Wirtschaftsentwicklung zu. Die Merkantilisten halten das Geld und den Kredit überhaupt für die notwendige Voraussetzung für wirtschaftliche Entwicklung und jede Form von Krise wird auf die zu geringe Geldmenge oder den Geldverlust⁸² zurückgeführt. Daher wenden sich die Merkantilisten gegen jede Form privaten Sparens, denn die Geldvermehrung „soll durch Vergrößerung des Kaufkraftstroms die infolge des Geldmangels entstandene Absatzkrise heilen und eine Mehrproduktion anregen, sie soll ferner durch ihre Wirkung auf den Zinsfuß einen Anreiz zu neuen Investitionen bieten“⁸³, wobei allerdings die Wirkung erhöhter Geldmenge auf die Preise ignoriert wird.

Die Klassik

In den Schriften, die später als klassische Ökonomie subsumiert werden sollten, hat man sich bemüht darzustellen, dass die Erkenntnisse all jener Schriften, die vor der klassischen Periode erschienen sind, keiner wirtschaftlichen oder wissenschaftlich-systematischen Vernunft entsprechen und ebenso den von den Autoren der Klassik entwickelten „natürlichen“ Gesetzen des Wirtschaftslebens widersprechen. Die Klassiker sind der Ansicht, dass Geld ein technisches Hilfsmittel ist und dass es auf die Menge des Geldes nicht ankommt, da „sich die für den Verkehr notwendige Menge jederzeit von selbst“ einstellt aufgrund „des jeweiligen durch die Geldmenge verursachten Preisstandes der Güter“⁸⁴. Die Kausalkette funktioniert so: Geringe Geldmenge heißt niedrige Preise, diese verbessern Handelsbilanz und Geldeinfuhr, „gleichzeitig könnten sie, da der Geldwert hoch ist, zur Vergrößerung der Edelmetallproduktion beitragen“⁸⁵. Die Veränderungen der Geldmenge werden als nur in der Sphäre der Preise wirksam, in der Produktion hat eine Vergrößerung oder Verringerung der Geldmenge keinen Einfluss. Damit wird auch der Edelmetallbergbau wie jede andere Warenproduktion behandelt und der Außenhandel wird als Verwirklichung der Idee internationaler Arbeitsteilung angesehen und nicht als Form von Geldbewegung.

Der Merkantilismus

Das zentrale Thema des Merkantilismus ist die Geldlehre „nicht, wie häufig angenommen wurde, ein System obrigkeitlicher Maßnahmen“⁸⁶. Es ist zwar durchaus richtig, wenn man den Merkantilismus als ein System bezeichnet, in dem das Interesse des Staates immer im Mittelpunkt stand, allerdings ist auch die Freihandelslehre der Klassiker auf Prämissen aufgebaut, die das Eigeninteresse und damit

⁸² Dreissig, Wilhelmine: Die Geld- und Kreditlehre des deutschen Merkantilismus. Inaugural-Dissertation an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, 1939. S. 6.

⁸³ Ebd., S. 6-7.

⁸⁴ Ebd., S. 7.

⁸⁵ Ebd., S. 7.

⁸⁶ Ebd., S. 8.

das Interesse des jeweiligen Landes hervorheben. „Nur in ihren Schlussfolgerungen war sie kosmopolitisch“⁸⁷, denn um im eigenen Land Wohlstand sicherstellen zu können, musste es freien Tausch mit anderen Ländern geben. Das konnten die Merkantilisten allerdings gar nicht so formulieren, denn „die Weltwirtschaft existiert in der Vorstellung der Merkantilisten noch nicht“⁸⁸. Für die Klassiker bestand dagegen „auf Grund ihrer Vorstellung einer internationalen Harmonie“⁸⁹ gar keine Notwendigkeit mehr, die nationale Dimension besonders zu betonen.

Den Unterschied in der Auffassung dessen, welchen Stellenwert der Staat und dessen Machtbestreben haben, zeigt sich erst bei genauerer Betrachtung der Zweck-Mittel-Relation. Man findet in Smith's „Wealth of Nations“ zwar genug Passagen, die beschreiben, wann und wie die Wirtschaftstätigkeit in den Dienst des Staates zu stellen ist, aber allein der Titel des Buches und der darin enthaltene Plural nimmt bereits vorweg, dass das Ziel, auf das es letzten Endes ankommt, nicht die Vergrößerung der Macht eines Staates ist, sondern der Wohlstand der Nationen. Im Merkantilismus dagegen stand die Wirtschaftspolitik „im Dienste der Macht als Selbstzweck“⁹⁰. Und um diese Macht festigen und ausbauen zu können, glaubte man sich vor allem auf die Vermehrung des Geldes bzw. der Edelmetalle im Land konzentrieren zu müssen.

Bei Werner Sombart

Es ist vor allem Werner Sombart, der mit seiner Ansicht, dass die Edelmetallvermehrung von ganz entscheidender Bedeutung für die Entwicklung des Kapitalismus war, der merkantilistischen Geldlehre eine neue Stellung in der Dogmengeschichte zugeschrieben hat. Er bezeichnet die Behauptung, die Merkantilisten hätten Geld und Reichtum gleichgesetzt und die Bedeutung des Geldes überschätzt, als „Unfug“ und „alberne Redensart“, die man völlig ungerechtfertigt ein Jahrhundert lang „dem Adam Smith nachgesprochen hat“⁹¹. Sombart wehrt sich gegen die Einordnung des Merkantilismus unter die „viel- und nichtssagende“ Rubrik der „Vorstufen wissenschaftlichen Denkens“, denn eine solche Klassifizierung ist entweder „Trivialität“, weil man damit nämlich lediglich ausdrückt, dass die Gelehrten in Zeiten des Frühkapitalismus „noch über keinen ausgebildeten wissenschaftlichen Apparat verfügten“ oder sie ist einfach falsch, wenn damit unterstellt wird, der Merkantilismus wäre seinen Inhalten nach eine Vorstufe der Klassik, denn die beiden Schulen verbindet – nach Sombart – „überhaupt nichts“⁹².

⁸⁷ Heckscher, Eli F.: Der Merkantilismus. Zweiter Band. Verlag von Gustav Fischer in Jena, 1932. S. 3.

⁸⁸ Dreissig, Wilhelmine: a.a.O., S. 15.

⁸⁹ Ebd.

⁹⁰ Heckscher, Eli F.: a.a.O., S. 7.

⁹¹ Sombart, Werner: Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Zweiter Band: Das europäische Wirtschaftsleben im Zeitalter des Frühkapitalismus, vornehmlich im 16., 17., und 18. Jahrhundert. Duncker&Humblot, Berlin, 1969. S. 913.

⁹² Ebd., S. 914.

Und noch weniger: Denn wenn man sich die Schlagworte ansieht, die Sombart wählt, um die beiden Schulen zu charakterisieren, wirken sie wie exakte Gegenteile. Das Denken der Merkantilisten bezeichnet er als „organisch, dynamisch, produktionsproblematisch, aktivistisch, idealistisch“; das der „Klassiker“ und so gut wie aller Theoretiker des 19. Jahrhunderts“ als „mechanisch, statisch, zirkulationsproblematisch, materialistisch, passivistisch“⁹³.

Als „mechanisch“ bezeichnet er das Theoriegebäude der Klassiker, „weil es unter der Leitidee eines als Mechanismus wirkenden *ordre naturel* steht, der im wesentlichen einer aus selbstständigen Individuen bestehenden, also amorphen, durch freie Vertragsschließung zusammengehaltenen Gesellschaft entspricht“⁹⁴. Die Merkantilisten dagegen denken „organisch, insofern sie von einem als Organismus gedachten Ganzen und seinen Lebensbedingungen ausgehen, insofern sie alle Teilvorgänge des Wirtschaftslebens immer nur als Äußerungen eines lebendigen Körpers der Volkswirtschaft betrachten, und insofern sie diesen volkswirtschaftlichen Körper von einem Gemeinschaftsgeiste beseelt sich vorstellen“⁹⁵.

Die Konzentration der Klassiker auf die Sphäre der Zirkulation folgt für Sombart aus deren „Vorstellung einer im labilen Gleichgewicht ruhenden Gesellschaft von Individuen“⁹⁶. Die Probleme der Gütererzeugung verloren immer mehr an Relevanz, aber „wofür uns die Klassiker das Denkschema in so vollendeter Weise ausgebildet haben, sind die Vorgänge des Tausches“⁹⁷. Allerdings empfindet Sombart die Verdrängung des Problems der Gütererzeugung bei den Vertretern der Grenznutzenschule als fatal, denn diese haben „die Einseitigkeit der Betrachtung bis zu der geradezu phantastischen Vorstellung gesteigert“, dass man „die Gesamtheit der wirtschaftlichen Welt aus subjektiven Wertschätzungen tauschender Individuen, den Kapitalprofit aus Urteilen oder gar Empfindungen ableiten“⁹⁸ könnte.

Ein drittes Gegensatzpaar zur Verortung des ökonomischen Denkens der beiden Schulen ist dynamisch-statisch. Während die Klassiker die Wirtschaft als Zustand betrachten, ist das Wirtschaftsleben für die Merkantilisten ein Vorgang. Denn der „Reichtum der Nationen bedeutet für sie nicht eine Summe von Gütern, sondern eine Summe von Möglichkeiten zur Gütererzeugung“⁹⁹. Das gilt auch oder vor allem für das Geld: „Es gilt, den äußeren Schein der großen Geldsummen von dem zu

⁹³ Ebd., S. 914.

⁹⁴ Ebd., S. 915.

⁹⁵ Ebd., S. 915.

⁹⁶ Ebd., S. 916.

⁹⁷ Ebd., S. 916.

⁹⁸ Ebd., S. 917.

⁹⁹ Ebd., S. 918.

trennen, was ihre *Wirkungsmöglichkeiten* ausmacht' (Th. Mun, Englands Treasure Chap. V)¹⁰⁰. Zur weiteren Untermauerung der Tatsache, dass Geld „das Lebelement des Wirtschaftslebens“¹⁰¹ ist, zitiert Sombart auch den britischen Merkantilisten Charles Davenant: Geld sei „the very life of Trade“¹⁰², „to keep the wheels of the machine in motion“¹⁰³. Darin sieht Sombart auch den Grund für die Kritik an der Überschätzung des Geldes verankert. Dieses „Mißverständnis“ beruht nämlich lediglich auf den Unterschieden im Blickwinkel, von dem aus man das Geld betrachtet: Hier „Zirkulationsmittel“, dort „Produktionsmittel“¹⁰⁴.

Aus der Überlegung heraus, dass die Merkantilisten „die Erscheinungen des Wirtschaftslebens als zu bewirkende Vornahmen des bewußten Willens ansehen“, nennt Sombart ihr Denken „aktivistisch-idealistisch“, im Gegensatz zum „passivistisch-materialistischen“ Denken der Klassiker, die eher von „Äußerungen eines naturgesetzlich sich abspielenden Prozesses“¹⁰⁵ ausgehen. Damit kann man mit Sombart die beiden Schulen zusammenfassend als einerseits „dynamisch-organische Produktionslehre“, und andererseits als „statisch-mechanistische Tauschlehre“¹⁰⁶ bezeichnen.

Im Werk von John Maynard Keynes

Bei Betrachtung moderner Autoren ist es vor allem John Maynard Keynes, der in seinem Hauptwerk der „Allgemeinen Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes“¹⁰⁷ dem Merkantilismus besondere Aufmerksamkeit und Anerkennung schenkt, indem er ausgehend von seinen eigenen Forderungen eine „neue Sinndeutung“¹⁰⁸ dieser Schule anstrebt.

Es sind im Wesentlichen vier Punkte, die Keynes in seiner neuen Sinndeutung vorbringt, um damit Vorurteile und Unterstellungen gegenüber dem Merkantilismus richtigzustellen. Der erste Punkt betrifft die Zinsen. Im Merkantilismus wurde „nie angenommen, daß eine Neigung zur Selbstregulierung besteht, durch die der Zinsfuß auf dem geeigneten Niveau festgesetzt würde“, sondern es wurde immer wieder betont, „daß ein übermäßig hoher Zinsfuß das Haupthindernis gegen das Wachstum von Reichtum war“¹⁰⁹ und die waren sich auch bewusst, dass hohe Zinsen nur auf Kosten der Liquidität und der Geldmenge entstehen und gehalten werden können. Für Keynes war es vor allem Locke und allen

¹⁰⁰ Ebd., S. 918.

¹⁰¹ Ebd., S. 918

¹⁰² Ch. Davenant, Works 1, 406. Zitiert in Sombart, Werner: a.a.O., S. 918.

¹⁰³ Ch. Davenant, Works 1, 448. Zitiert in: Sombart, Werner: a.a.O., S. 918.

¹⁰⁴ Sombart, Werner: a.a.O., S. 919.

¹⁰⁵ Ebd., S. 919.

¹⁰⁶ Ebd., S. 920.

¹⁰⁷ In der Übersetzung von Fritz Waeger. Siebente Auflage, Duncker&Humblot, Berlin, 1994.

¹⁰⁸ Dreissig, Wilhelmine: a.a.O., S. 8.

¹⁰⁹ Keynes, John Maynard: Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes. Duncker&Humblot, Berlin, 1994. S. 288.

voran seine Auseinandersetzung mit Petty, der das Beziehungsgeflecht zwischen Zinsen und Geldmenge in wissenschaftlich-analytischer Form ausdrückte. Locke trennte zwischen Gebrauchswert und Tauschwert des Geldes und wurde somit zum „Vater zweier verschwisterter Quantitätstheorien“¹¹⁰. Denn auf der einen Seite war Locke der Ansicht, dass die Zinsen vom „Verhältnis der Geldmenge (unter Berücksichtigung der Umlaufgeschwindigkeit) zum gesamten Wert des Handels“¹¹¹ abhängen. Laut Keynes stand er damit aber „mit einem Fuß in der merkantilistischen und mit dem anderen in der klassischen Welt“¹¹², denn Locke sei „verwirrt“ gewesen was die Beziehung dieser Verhältnisse angeht und „übersah vollständig die Möglichkeit von Schwankungen in der Vorliebe für Liquidität“¹¹³.

In einem zweiten Punkt thematisiert Keynes den Handelswettbewerb zwischen Staaten. Er meint, die Merkantilisten hätten „den Trugschluß der Billigkeit, und die Gefahr“¹¹⁴ erkannt, den übertriebener Wettbewerb mit sich bringen kann. Dieser kann die positiven Aspekte von Wettbewerb schnell in negative umwandeln, das haben die Merkantilisten durchaus erkannt.

Der dritte Aspekt, den Keynes für die Merkantilisten ins Rennen führt, betrifft die Ursachen von Arbeitslosigkeit. Die Merkantilisten waren nach seiner Meinung „die ersten, die ‚die Furcht vor Waren‘ und die Knappheit an Geld“ als Ursache für Arbeitslosigkeit anführten, „welche die Klassiker zwei Jahrhunderte später als eine Sinnwidrigkeit bezeichneten“¹¹⁵. Das erklärt auch die Wirtschaftspolitik dieser Zeit, denn man wollte einerseits den schädlichen Überschuss an Waren loswerden und andererseits die Geldmenge im Land vermehren, weil man glaubte, so die Arbeitslosigkeit reduzieren zu können.

Im vierten und letzten Argument behandelt Keynes die Neigung der Merkantilisten zu Nationalismus und daraus resultierenden Handelskriegen. Man könne sie durchaus dafür kritisieren, meint Keynes, „aber intellektuell“ sei „ihr Realismus bei weitem dem verworrenen Denken zeitgenössischer Befürworter eines internationalen festen Goldstandards und des *laissez-faire* in internationalen Anleihen vorzuziehen“¹¹⁶, da diese zu Unrecht glauben, dass eine solche Politik dem Frieden dienlicher ist. Die Neigung der Merkantilisten zur Befürwortung von Handelskriegen steht mit Punkt drei in Verbindung, denn den Verantwortlichen stand „kein anderes orthodoxes Mittel zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit

¹¹⁰ Ebd., S. 290.

¹¹¹ Ebd., S. 290.

¹¹² Ebd., S. 290.

¹¹³ Ebd., S. 291.

¹¹⁴ Ebd., S. 292.

¹¹⁵ Ebd., S. 293.

¹¹⁶ Ebd., S. 294.

zur Verfügung, als das Ringen nach einem Ausfuhrüberschuß und nach einer Einfuhr des geldlichen Metalles auf Kosten ihrer Nachbarn“¹¹⁷.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, dass Keynes vor allem daran gelegen ist, diejenigen Elemente der merkantilistischen Auffassung von Wirtschaftspolitik hervorzuheben, die Räume für Investitionen schaffen. Diese findet er im Streben der Merkantilisten nach Geldvermehrung, in ihrer Ablehnung für das Sparen und vor allem in der Betonung einer aktiven Wirtschaftspolitik zur Vergrößerung der Geldmenge.

Ein prominenter Vertreter der deutschen merkantilistischen Schule und der erste der hier zu behandelnden Autoren war Johann Georg Büsch.

¹¹⁷ Ebd., S. 295.

Johann Georg Büsch

Biographisches

Johann Georg Büsch wurde 3. Januar 1728 in Alt-Medingen bei Lüneburg geboren, er zog aber schon 1731 mit seinem Vater nach Hamburg, der dort als Prediger arbeiten sollte. In Hamburg hat er den größten Teil seines Lebens verbracht, abgesehen von seinen Studienjahren in Göttingen und einigen größeren Reisen. Im Jahr 1748 begann er sein Theologiestudium in Göttingen, ab 1756 war er als Professor der Mathematik am akademischen Gymnasium tätig. Er gründete 1767 eine Handelsakademie, später unter Mitwirkung des Geographen und Historikers Ebeling. Johann Georg Büsch war der erste Vorstand „der 1765 gestifteten Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe“¹¹⁸, diese errichtete unter anderem eine Schifffahrtsschule, eine Handwerksschule und eine Rettungsanstalt für Ertrunkene. Auch an der „Verbesserung der Armen- und Krankenpflege, die Hamburg gegen Schluß des 18. Jahrhunderts zu einem klassischen Orte für diesen Zweig der Volkswirtschaft erhob“¹¹⁹ hatte Johann Georg Büsch wesentlichen Anteil, „ebenso an der Verbesserung der Hamburgischen Feuer-Assecuranzwesens und an der Gründung des Immobiliär-Creditvereins (1782)“¹²⁰.

Als Persönlichkeit wurde er offenbar sehr geschätzt, „sein Charakter als Mensch, Hausvater und Bürger wird allgemein gerühmt; namentlich seine Uneigennützigkeit, Bescheidenheit, Dienstfertigkeit und Gastfreundlichkeit, sein Freimuth, sein rastloser Fleiß, den selbst schwere Kränklichkeit nicht lähmen konnte“¹²¹.

Büsch verstarb am 5. August 1800.

Der Einfluss Hamburgs

Seine Heimat Hamburg prägte Büsch und seine Schriften nachhaltig, denn die Nähe zu den großen Gewässern und die damit verbundenen Möglichkeiten zu überregionalem und Übersee-Handel schafften und unterstützen eine ausgeprägte freihändlerische Atmosphäre. Denn mit diesen geographisch gegebenen Möglichkeiten zu erleichtertem Handel konnten so gelegene Regionen „von der gesetzlichen Erlaubnis thatsächlich vielmehr Gebrauch machen“¹²² als Binnenländer.¹²³

¹¹⁸ Roscher, Wilhelm: Geschichte der National-Oekonomie in Deutschland. München, Oldenburg, 1874. S. 572.

¹¹⁹ Ebd.

¹²⁰ Ebd.

¹²¹ Roscher, Wilhelm: a.a.O., Fußnote S. 559-560.

¹²² Roscher, Wilhelm: a.a.O., S. 559.

¹²³ Ähnliches ließ sich in Frankreich beobachten. Roscher schreibt dazu: „Wie die französischen *provinces réputées étrangères*, welche dem Colbert'schen Zollsystem so lange fern blieben, vorzugsweise an der Küste lagen und zugleich *pays d'états* waren, also mit besonders wirksamen Organen versehen zur Geltendmachung ihrer besonderen Interessen: so haben sich auch in Deutschland die Nordseeküstenländer und Mecklenburg viel länger gegen den preußischen Zollverein gesperrt, als die Binnenstaaten, welche an ihrer Handelsfreiheit viel weniger aufopfereten.“ S. 559.

Neben Bremen und Lübeck ist Hamburg die dritte wichtige Hafen- und Hansestadt der Küstenlandschaft, die sich alle dadurch charakterisieren, dass sie durch ihre Lage „der Ferne zugewandt und zugleich dem Hinterland verbunden“¹²⁴ sind und dementsprechend eine ganz eigene Territorialentwicklung durchgemacht haben. Die Stadt Hamburg stand im 17. Jahrhundert fast durchgehend im „Kampf mit Dänemark (Glückstadt 1616-1620), Holstein-Gottorp, Sachsen-Lauenburg und Braunschweig-Lüneburg um die Freiheit der Niederelbe“¹²⁵. Im Gottorper Vertrag von 1768 erhielt Hamburg dann die „volle Staatlichkeit als Freie Reichsstadt“¹²⁶.

Auch die Geld- und vor allem Bankenpolitik Hamburgs betreffend kam es im 17. Jahrhundert zu bedeutenden Weichenstellungen, denn am 20. Februar 1619 wurde die erste deutsche Girobank in Hamburg gegründet. Angeregt durch die Niederlande und deren Erfahrungen mit der „Amsterdamer Wechselbank als erste Girobank moderner Art“ sah man in der Gründung der Bank, die zeitlich mit dem „Beginn der Ersten Kipper- und Wipperzeit“ zusammenfällt, „als die Münznot für den Kaufmann unerträglich wurde“¹²⁷, einen Weg mit dieser beschwerlichen Münzsituation umgehen und gleichzeitig bei der Silberwährung verbleiben zu können. Gerade für den „hochentwickelten Hamburger Handel waren die Vielfalt und der schwankende Gehalt, auch der oft verfälschte Zustand der umlaufenden Münzen (Abnützung, künstliche Verringerung)“¹²⁸ ein großes Hindernis. Die Hamburger Girobank führte ihre Bücher in „Mark Banco“:

„Diese ‚Bankwährung‘ im Gegensatz zur ‚Kurantwährung‘ der Kurantmünzen galt namentlich im großen Handelsverkehr und bei der Börsenpreisnotierung der meisten Waren; in ihr führten auch die Kaufleute ihre Bücher. Im Wechsel- und Hypothekenverkehr war ihre Verwendung zwingend vorgeschrieben. Die Girobank (auch ‚Speziesbank‘) sollte den Geldumlauf dadurch erleichtern, dass sie dem Handel den Münzgeldumlauf ersparte und statt dessen Zahlungen durch Kontoüberweisung ermöglichte.“¹²⁹

Diese Währung war sicher und unveränderlich und wurde zum „Symbol der Solidität des Hamburger Kaufmanns“. Wie sehr diese Währung Hamburg selbst prägte, zeigt sich im Gedicht „Deutschland. Ein

¹²⁴ Uhlhorn, Friedrich / Schlesinger, Walter: Die deutschen Territorien. Handbuch der deutschen Geschichte, Band 13. Deutscher Taschenbuch Verlag, München, 1988. S. 59.

¹²⁵ Ebd., S. 62.

¹²⁶ Ebd.

¹²⁷ Rittmann, Herbert: Deutsche Geldgeschichte 1484 – 1914. Ernst Battenberg Verlag, München, 1975. S. 428.

¹²⁸ Ebd., S. 427.

¹²⁹ Ebd., S. 428.

Wintermärchen“ von Heinrich Heine¹³⁰, das mehr als zweihundert Jahre nach Gründung der Bank erschienen ist:

*Die Leute seufzten noch vor Angst,
Und mit wehmütigem Gesichte
Erzählten sie mir vom großen Brand
Die schreckliche Geschichte:*

*»Es brannte an allen Ecken zugleich,
Man sah nur Rauch und Flammen!
Die Kirchentürme loderten auf
Und stürzten krachend zusammen.*

*Die alte Börse ist verbrannt,
Wo unsere Väter gewandelt
Und mit einander Jahrhunderte lang
So redlich als möglich gehandelt.*

*Die Bank, die silberne Seele der Stadt,
Und die Bücher, wo eingeschrieben
Jedweden Mannes Banko-Wert
Gottlob! sie sind uns geblieben!«*

Im 18. Jahrhundert erlebte Hamburg einen großen wirtschaftlichen und kulturellen Aufstieg, nicht zuletzt deswegen, weil dort die freihändlerischen Ideen am besten fruchten konnten. Die Zeit der französischen Besetzung bereitete dieser Hochphase ein Ende, „doch glich der Wagemut der Kaufleute und Reeder die Verluste bald wieder aus“¹³¹ und aus dem einfachen Handel wurde letztendlich der Welthandel, der auch heute noch über den Hamburger Hafen abgewickelt wird.

¹³⁰ Heine, Heinrich: Deutschland. Ein Wintermärchen. In: Ders.: Sämtliche Schriften. Herausgegeben von Klaus Briegleb. Vierter Band. Deutscher Taschenbuch Verlag, München, 2005. Caput XXI, Vers 21-36, S. 624.

¹³¹ Uhlhorn, Friedrich / Schlesinger, Walter: a.a.O., S. 62.

Die Stellung Büschs als Denker und Gelehrter

Büsch war aber nicht nur Vertreter der Lokalinteressen Hamburgs – und das aus Überzeugung, ganz ohne Verpflichtungen durch ein politisches Amt – sondern auch prominenter Vertreter freihändlerischer Ideen und der erste deutsche Gelehrte¹³², der sich intensiv mit Geld und Geldtheorie auseinander gesetzt hat. Er tat dies „intensiv und selbstständig, nicht münztechnisch oder abstrakt konstruierend“, er behandelte „das Geld als wirtschaftliches Problem“, und das im geografischen „Zentrum damaliger Geldwirtschaft“¹³³.

Als letzter Punkt zu Büschs Stellung sei erwähnt, dass er bei allem Interesse für die Ökonomie nie politisch tätig war, denn er war ein Mann, der, wie Roscher ihm zugute hält, sich „jeder doctrinären Einseitigkeit und jeder praktischen Uebertreibung abhold“ zeigte, und dem entsprachen auch seine politischen Ansichten, denn „er schwärmt[e] für nichts Politisches“¹³⁴.

Das Buch vom Geldumlauf

Sein Hauptwerk ist, auch nach seiner eigenen Ansicht, die „Abhandlung von dem Geldumlauf in anhaltender Rücksicht auf die Staatswirthschaft und Handlung“.

Beginn der deutschen Geldlehre

Mit Büschs umfangreichem Werk beginnt „die eigentliche deutsche Geldlehre des 19. Jahrhunderts, in dessen ersten Jahrzehnten seine Arbeiten für die lehrreichsten, seine Ratschläge für die einzig zu billigenden galten“¹³⁵. Mit seiner Abhandlung hat Büsch ein „Kontrastprogramm“¹³⁶ geschaffen, da er sich sowohl von Adam Smith als auch von den kameralistischen Lehren distanziert und ebensowenig der im 16. Und 17. Jahrhundert vorherrschenden quantitätstheoretischen Geldtheorien bedient, die den Geldwert der Güter nur von der umlaufenden Geldmenge abhängig gemacht haben. Im dritten Buch schreibt er auf der ersten Seite:

„Inländische Circulation oder Geldumlauf nenne ich die durch das Geld beförderten Beschäftigungen und wechselseitigen Dienste der freien Mitglieder Einer

¹³² Roscher ordnet Büsch in die Kategorie „spätere liberale Eklektiker“ ein, dazu zählt er auch Reimarus, Struensee, Schlözer, Dohm, Nicolai.

¹³³ Altmann, S.P.: a.a.O., S. 3.

¹³⁴ Roscher, Wilhelm: a.a.O., S. 560.

¹³⁵ Hufeland 1819, S.6. Zitiert in: Altmann, S.P.: a.a.O., S. 3.

¹³⁶ Priddat, Birger P.: Produktive Kraft, sittliche Ordnung und geistige Macht. Denkstile der deutschen Nationalökonomie im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte der deutschsprachigen Ökonomie, Band 13. Metropolis Verlag, Marburg. 1998. S. 68.

bürgerlichen Gesellschaft, wodurch dieselben eins von dem anderen ihr Auskommen erwerben.“¹³⁷

Damit steht „nicht die Beziehung von Güter- und Geldmenge, sondern die von Geldumlauf und Einkommen“¹³⁸ im Mittelpunkt. Der Gegenstand merkantilistischer Quantitätstheorien war das Verhältnis von Geldmenge und Preisen. Eine Zunahme der Umlaufgeschwindigkeit war gleichbedeutend mit einer Vermehrung der Geldmenge. Büsch interessierte sich „weniger für die technische Relation, sondern stellt vielmehr eine neue und andere Interpretation des Smithschen Prozesses der Arbeitsteilung vor, in der die Ausdifferenzierung der Beschäftigungs- und Einkommensmöglichkeiten zur notwendigen Bedingung einer wachsenden Wirtschaft werden“¹³⁹.

Kritik an Adam Smith

Ab der 2. Auflage seines Hauptwerkes aus dem Jahr 1800 nimmt Büsch „doch viel mehr Notiz“ von Adam Smith als in der ersten, für Roscher ein Indiz dafür, dass der Mann zwar „mittlerweile für Büsch gewachsen“ ist, aber „noch immer reibt er sich gern an ihm“¹⁴⁰. Die Kritik Büschs lautet:

„Die Vertheilung der Arbeit, welche Smith gewissermaßen zur Grundlage seiner ganzen Abhandlung über den National=Reichthum macht, würde ohne die Dazwischenkunft des Geldes äußerst eingeschränkt werden. Ich will an das von ihm vorzüglich benutzte Beispiel der mit der Nadelfabrik beschäftigten Menschen mich halten. Die Vollendung einer Nadel würde immer das Werk einzelner oder sehr weniger Menschen bleiben, wenn nicht ein Geldlohn für jede besondere Arbeit ins Mittel träte. (...) Ich gestehe, daß es mich wundert, wie Smith nicht gleich im Anfange seiner Arbeit seinen Gesichtspunct mehr auf das Geld und auf die dadurch bewirkte Beförderung der Vertheilung der Arbeit und der Menschen, die nahe oder ferne von einander leben, gerichtet hat. (...) Er hält im 2ten Kapitel des 1sten Buches sehr fest an der Neigung der Menschen zum Tauschen. Aber diese erklärt nichts in dem Entstehen einer solchen Verkettung von Arbeiten, (...). Es ist also wirklich diese Tauschlust so lange unfruchtbar, als man nicht einen gewissen Grad der Cultur, und eine freundschaftliche Näherung der Menschen zu einander

¹³⁷ Büsch, Johann Georg: Abhandlung von dem Geldumlauf in anhaltender Rücksicht auf die Staatswirthschaft und Handlung. Erster Theil. Dritte Auflage. In: Sämmtliche Schriften über die Handlung. Siebenter Theil. Hamburg, bei August Campe, 1827. 3. Buch, 1. Abschnitt, § 1, S. 221.

¹³⁸ Priddat, Birger P.: a.a.O., S. 69.

¹³⁹ Ebd., S. 70.

¹⁴⁰ Roscher, Wilhelm: a.a.O., S. 563.

*voraussetzt, dann aber die (...) Erleichterung des Tausches der Bedürfnisse und Dienste durch das Geld hinzu denkt.*¹⁴¹

Dadurch dass Tauschvorgänge durch das Geld erleichtert werden, übt das Geld eine stimulierende Wirkung auf die Wirtschaft aus. Denn durch erleichterte Vorgänge werden Angebot und Nachfrage gesteigert, was ohne erhöhten Geldumlauf nicht möglich gewesen wäre. In diesem Zusammenhang spielt auch der von ihm erwähnte „Geldlohn“ eine bedeutende Rolle, denn:

*„Auf Dienste und Arbeit folget Lohn, aus dem Lohn entsteht das Auskommen. Aus vielen Diensten entsteht viel Lohn.“*¹⁴²

Und viel in Geld ausbezahlter Lohn bedeutet mehr umlaufendes Geld, das die Dynamik der Wirtschaft steigern kann. Denn alles, was man über die Bedürfnisbefriedigung hinaus anhäuft, kann man selbst weitergeben um andere Leistungen und Dienste damit zu bezahlen. Eine dynamische Wirtschaft stellt sich also nicht unmittelbar durch hohe Einwohnerzahlen und einfache Addition ein, sondern es kommt darauf an, dass die größtmögliche Zahl an Menschen mit Geld bezahlt wird, demnach über ein eigenes Einkommen verfügen kann. Weder Wohltätigkeit noch Knechtschaft können dies sicherstellen – es sind „unzulängliche Mittel“ für das „Auskommen“ aller zu sorgen – deswegen

*„muß noch ein anderer Reiz hinzukommen, der freie Menschen erweckt, Einer für das Auskommen der Andern zu sorgen, und der den Eigennutz in Bewegung setzt, dieses auf eine solche Weise zu thun, daß er sich selbst zu dienen glaubt, wenn er für das Auskommen Anderer arbeitet. Diesen Reiz giebt das Geld.“*¹⁴³

Dies scheint einer der Punkte zu sein, wo Büsch „mit jenem so beliebten Schriftsteller in der Hauptsache“ zusammentrifft, auch wenn der Gang seiner Ideen „von denen eines Smith“ so verschieden „zu seyn scheint“¹⁴⁴.

¹⁴¹ Büsch, Johann Georg: Abhandlung von dem Geldumlauf in anhaltender Rücksicht auf die Staatswirthschaft und Handlung. 1827. 1. Buch, 3. Abschnitt, § 29, S. 49-51.

¹⁴² Ebd., 1. Buch, 3. Abschnitt, § 22, S. 38.

¹⁴³ Ebd., 1. Buch, Einleitung, § 10, S. 11.

¹⁴⁴ Ebd., S. 4.

Zirkulation des Geldes

Büsch rundet seine Ausführungen zu Lohn und Geld und dessen Übergang von einer Hand in die andere mit einer Definition ab:

„Dieser rege Uebergang des Geldes, als eines Lohns wechselseitiger Dienste, ist das, was wir den Umlauf oder die Circulation des Geldes nennen.“¹⁴⁵

Zirkulation ist für ihn mehr als nur Tausch:

„Einen bloßen Tausch oder Umsatz des Geldes rechne ich nie für eine Circulation, und sie wird keine von allen den Wirkungen hervorbringen, die wir von der Circulation des Geldes erwarten, wenn sich nicht ein Lohn wechselseitiger Dienste einmischt.“¹⁴⁶

Mit einem Seitenhieb auf Smith und den Hauptgegenstand seines Buches erklärt Büsch, dass eine entwickelte Nation mehr sein muss als eine reine Tauschwirtschaft. Denn Geld erzeugt effektive Nachfrage:

„Da aber, wo das Geld ins Mittel tritt, (...) kann ein Jeder, der dessen mehr einnimmt, als er zu seinem nothwendigen Auskommen gebraucht, zu den Bedürfnissen Anderer beitragen. Er kann insonderheit auch zu den gemeinen Bedürfnissen der Gesellschaft beitragen, (...). Dadurch wird das Vermögen, zum Dienst und Auskommen Anderer beizutragen, viel allgemeiner, und gelangt an Menschen, die sonst gar nicht dazu fähig seyn würden.“¹⁴⁷

Geld kann also mehr: als allgemeines Äquivalent ermöglicht und erleichtert es den Tausch, und darüber hinaus regt es die Nachfrage und damit die Wirtschaftstätigkeit an. „Für ihn ist das Geld, dessen Wert er durchaus nicht, wie viele seine Vorgänger, als Metall, sondern als variable Kaufkraft auffaßt, keine Ware, die zum Verbrauch dient“¹⁴⁸, es entwickelt in seinem Gebrauch eine „produktive Dynamik“¹⁴⁹. Bei all seiner Potenz soll Geld eines aber nicht sein: Gegenstand unmittelbarer Bedürfnisbefriedigung.

¹⁴⁵ Ebd., 1. Buch, 3. Abschnitt, § 24, S. 41.

¹⁴⁶ Ebd., § 26, S. 42.

¹⁴⁷ Ebd., § 30, S. 52-53.

¹⁴⁸ Altmann, S.P.: a.a.O., S. 5.

¹⁴⁹ Priddat, Birger P.: a.a.O., S. 72.

„Das Geld ist aber nichts mehr, als ein Zeichen des Werths der Dinge und des Lohnes wechselseitiger Dienste, nichts mehr, als ein Hilfsmittel zur leichteren Abbezahlung derselben. Es ist nicht das Bedürfnis selbst, um dessen Erwerbung die Menschen arbeiten, (...). Wenn wir also nicht das Zeichen für die Sache selbst nehmen, so kommt es noch immer, um diesen möglich größten Wohlstand eines Volkes zu bewirken, darauf an, daß die in demselben vorkommenden wechselseitigen Dienste und Arbeiten auf den möglich größten Belauf steigen.“¹⁵⁰

Wie das Geld seine Fähigkeit zu produktiver Dynamik ursprünglich entfalten konnte, erklärt Büsch anhand der „gedoppelt nützlichen Arbeit“:

„Es ist klar, daß nun eine gedoppelt nützliche Arbeit in Erwerbung der für die bürgerliche Gesellschaft notwendigen Nahrungsmittel entsteht. Die erste Arbeit war die, durch welche der Landmann denjenigen Ueberschuß von Producten über seine eigenen Bedürfnisse erwarb, durch dessen Verkauf an solche Menschen, die ihm nichts als Geld und keine Dienste anzubieten hatten, er dies Geld verdiente. (...) Aber die zweite Arbeit wird ohne Geld gar nicht entstehen können, wodurch nun die producirende Volksklasse das durch die erste Arbeit gewonnene, aber für ihre Nebenbedürfnisse verwandte Geld wieder zurück verdient.“¹⁵¹

Erst Karl Marx hat Jahre später eine umfassende Analyse vorgelegt, wie aus Subsistenzwirtschaft und einfachem Tauschhandel der entwickelte Kapitalismus entstehen konnte. Hier sei nur auf zwei wichtige Termini in diesem Zusammenhang hingewiesen: Klassenkampf und Privateigentum an Produktionsmitteln. Büschs Begriff der „gedoppelt nützliche Arbeit“ ähnelt in seiner Formulierung stark der Marxschen Doktrin des „Doppelcharakters der warenproduzierenden Arbeit“, mit der Marx den entscheidenden Unterschied zwischen Tausch- und Gebrauchswert sichtbar gemacht hat. Inhaltlich haben die beiden Begriffe wenig gemein. Für Büsch liegt aber genau hier die

„ganze Zauberkräft des Geldes, welche das Glück der bürgerlichen Gesellschaft so sehr über das erhöht, was sie seyn kann, wenn das Geld fehlt und alle Bedürfnisse nur durch bloßen Tausch von Hand zu Hand gehen. Daß das Geld diesen Tausch der Bedürfnisse, daß es den Lohn der Dienste erleichtert, ist schon viel; aber

¹⁵⁰ Büsch: a.a.O., 3. Buch, 1. Abschnitt, § 2, S. 223.

¹⁵¹ Ebd., 1. Buch, 3. Abschnitt, § 32, S. 56.

unendlich mehr ist es, unendlich mehr ist es, unendlich mehr Wohlstand der bürgerlichen Gesellschaft erfolgt daraus, daß es diese zweifache Arbeit immer eine aus der andern in einer unabsehbaren Progression entstehen macht und vermehrt, durch welche für alle Mitglieder derselben die nothwendigen Subsistenzmittel entstehen.“¹⁵²

Wohlleben

All seine Argumente – dass Geld allein keine Bedürfnisse befriedigen kann, aber Nachfrage und damit Zirkulation steigert, um so Wirtschaftswachstum anzuregen – fasst Büsch in einem leidenschaftlichen Plädoyer für ein neues Verständnis von Wohlstand zusammen:

„Wohlleben ist mehr, als blos leben, blos das genießen, was zur Erhaltung unserer Existenz nothwendig erfordert wird. (...) Nichts elenderes, als ein Volk, in welchem kein anderer Trieb rege wird, als den blos die Erhaltung der Existenz veranlaßt! Was wird ein Regent mit einem solchen Volke anfangen können?“¹⁵³

Dieses Wohlleben muss vor allem der agrarische Sektor – von Büsch „producirende Volksclasse“ genannt – für sich entdecken, weil nicht nur die Nahrungs- und damit Lebensbasis der Nation stellen sondern auch den größten Absatzmarkt für die anderen Sektoren darstellen.

„Diese Lust zum Wohlleben oder Besserseyn muß zuvörderst bei dem das Land bauenden Theil einer Nation erweckt werden. (...) Die producirende Volksclasse ist doch immer die zahlreichste im Staat, (...). Die übrigen fleißigen Volksclassen haben daher in dieser die zahlreichsten Abnehmer der Producte ihrer Industrie zu erwarten. Es ist lächerlich, in einem Lande die Industrie beleben zu wollen, lächerlich, ihren Kunstproducten einen geschwinden Abgang zu versprechen, und dabei zu übersehen, ob der zahlreiche Theil des Volkes (...) willig oder im Stande sey, Abnehmer dieser Producte der Industrie zu werden, (...).“¹⁵⁴

Büsch kritisiert, dass der „Landmann“ bis jetzt viel zu einseitig betrachtet wurde, obwohl dieser noch wesentlich wichtigere Aufgaben im wirtschaftlichen Gefüge einer Nation hat. Denn „daß er der erste und

¹⁵² Ebd., § 34, S. 60.

¹⁵³ Ebd., 3. Buch, 1. Abschnitt, § 10, S. 228-229.

¹⁵⁴ Ebd., § 11, S. 231.

wichtigste Verbraucher, daß er die erste und stärkste Triebfeder in der innern Circulation sey¹⁵⁵, daran ist bis jetzt zu wenig gedacht worden. „Man hat zu viel Aufmerksamkeit auf das Wohlleben in den höhern Classen der Menschen gewandt“¹⁵⁶, denn nur wenn alle Teile der Bevölkerung Wohlstand anstreben, können der Staat und vor allem seine Kasse wachsen. Auch die „inländische Circulation“ hat man gemeinsam mit dem „Landmann“ zu sehr übergangen. Dass gerade der aber „durch ein sich für ihn schickendes Wohlleben dem inländischen Gewerbe aufhelfen, und es in gehörigen Schwung bringen“¹⁵⁷ kann, daran ist für Büschs Geschmack zu wenig gedacht worden.

Auch wenn Geld und der Wohlstand einer Nation in direkt proportionalem Verhältnis zueinander stehen, ist für Büsch damit nicht bewiesen, dass Nationalreichtum und der Geldvorrat im Land in einem bestimmaren und fixen Verhältnis zueinander stehen.

„Das Geld wird also ein wirksames Mittel zur Vermehrung des Nationalreichthums. Wo es des Mittels mehr ist, da kann der Wirkung mehr werden. Es scheint also, als wenn der Nationalreichthum in einem gewissen Verhältnisse zu der Menge des in demselben vorräthigen Geldes stehe. Ich sage jedoch: es steht in keinem bestimmaren Verhältnisse zu dem Geldvorrath in der Nation. Denn

- 1) *das Geld ist nur der Maßstab zur Schätzung der Größe des Nationalreichtums, (...)*
- 2) *das Geld ist zwar das Mittel zur Erwerbung und Verbesserung unsers nutzbaren Eigenthums (...) es wird selbst in dieser Anwendung als ein Mittel nur gebraucht und nicht verbraucht;*
- 3) *wohl aber hängt die Zunahme und Abnahme dieses Nationalreichthums von der mehreren oder minderen Lebhaftigkeit der innern Circulation des Geldes ab.“¹⁵⁸*

Um dies zu illustrieren führt er ein Beispiel von zwei Staaten an, wo jeweils zehn Millionen Einheiten ihres Geldes innerhalb einer gleich großen Bevölkerung zirkulieren. Wenn in dem einen Staat das Bargeld viermal, im anderen achtmal im Laufe eines Jahres zirkuliert, dann „ist ja klar, daß in dem letzten sich das Geld noch einmal so oft in den Händen der Gelderwerber angehäuft habe, als in dem erstern“¹⁵⁹. Und „wenn dann bei einer lebhaften innern Circulation viele Tausende zugleich eben das Vermögen und eben die Thätigkeit haben, so können sie nicht so sehr auf Gelegenheiten rechnen, blos

¹⁵⁵ Ebd., 3. Buch, 1. Abschnitt, § 15.1, S. 238.

¹⁵⁶ Ebd., § 15.3, S. 238.

¹⁵⁷ Ebd., § 15. 4, S. 240.

¹⁵⁸ Ebd., § 28, S. 271-272.

¹⁵⁹ Ebd., § 28, S. 272.

fremdes Eigenthum, das schon einen Theil des Nationalreichthums ausmachte, anzukaufen, sondern sie müssen ihre Erfindsamkeit anwenden sich neues Eigenthum, das noch nichts zum Nationalreichthum beitrug, zu erwerben, oder altes zu verbessern, und dadurch die Masse des Nationalreichthums zu vermehren“¹⁶⁰.

Mit dem so herbeigeführten Wohlstand aller – und Büsch spricht dezidiert sowohl vom Wohlleben der höheren als auch der niederen Klassen – soll vor allem dem Staat und seiner Kasse gedient sein. Hier argumentiert Büsch ganz kameralistisch:

„Der Staat ist am besten daran, und da ist es mit der Staatswirthschaft am besten bestellt, wo es dahin gebracht ist, daß die möglich größte Menschenzahl mit einem hinlänglichen Geldverdienste lebt, und das Total des zu Gelde gerechneten Auskommens aller Bürger groß genug ist, daß der Staat einen hinlänglich großen Theil desselben für seine Bedürfnisse nehmen und verwenden könne.“¹⁶¹

Investitionen

Über diese Geldverdienste aller Volksklassen hinaus kann Geld auch „nutzbar“ gemacht werden, indem man es in Industrien investiert, die man selbst nicht betreibt, weil es andere besser machen, und sich dafür mit Zinsen vergüten lässt. Hier spricht Büsch also ansatzweise schon so etwas wie komparative Kostenvorteile an. Diese Investitionen sind für Büsch genauso wichtig wie die Arbeit selbst. Er schreibt:

„Selbst das Geld wird in den Händen derer, bei welchen es sich stärker anhäuft, als sie es zu eignen Bedürfnissen verwenden könnten, ein auf neue Weise, die nicht unmittelbar in dem ersten Gebrauch desselben sich zeigt, nutzbares Eigenthum, wenn sie es demjenigen, der es in der Beschäftigung seiner Industrie besser, als sie selbst, zu nutzen weiß, zu seinem Gebrauch hingeben, und sich für diese Nutzung ihres Geld=Eigenthums mit Gelde bezahlen lassen. (...) Auf diese Weise entsteht eine neue Quelle des Auskommens (...), die aber doch ebenso wichtig, als wirkliche Arbeit ist.“¹⁶²

¹⁶⁰ Ebd., § 28, S. 272.

¹⁶¹ Ebd., 1. Buch, 3. Abschnitt, § 35, S. 63.

¹⁶² Ebd., 3. Buch, 1. Abschnitt, § 24, S. 266-267.

Büsch kommt es vor allem darauf an, dass Geld in lebhaftere Zirkulation versetzt wird, ob nun durch Lohn oder Investitionen. Nur eine funktionierende inländische Zirkulation und eine möglichst flächendeckende Durchdringung der Bevölkerung mit Geld sichern nationalen Reichtum. Diese Forderung das Geld nicht zu sparen, sondern auszugeben und zu investieren, hat auch Keynes bei den merkantilistischen Schriftstellern positiv hervorgehoben. Zum Abschluss soll dieser Hauptkern der Abhandlung anhand einer Art Rechnung illustriert werden, die Büschs Version der Multiplikatoreffekte von zirkulierendem Geld darstellen soll, allerdings „ohne auf die Geschwindigkeit des Umlaufs zu sehen“¹⁶³.

A. *gibt seinem Bedienten für einen Monat 10 Rthlr. an Lohn und Kostgeld. Für den Bedienten ist dieses Geld reiner Lohn seiner Arbeit, und der zwölfte Teil seines jährlichen Auskommens, dessen Gewinn daran sind also volle*

10 Rthlr.

B. *der Bediente zahlt dem Schuster seine Rechnung. Für den Schuster ist nur das reiner Gewinn, was er als Lohn seiner Arbeit zieht*

4 Rthlr.

C. *der Schuster bezahlt indessen das ganze dem Gärter D. Gewinn für diesen entsteht*

5 Rthlr.

D. *der Gärter bezahlt seinem Schneider eine Rechnung von 10 Rthlrn. Nach Abzug der Auslagen bleiben diesem*

8 Rthlr.

E. *der Schneider zahlt dem Tuchhändler dessen Vorteil 20 P.E. ist, und der also zu seinem Auskommen gewinnt*

2 Rthlr.

F. *der Tuchhändler zahlt dem Gewürzhändler. Zehn P.E. die dieser zu gewinnen gewohnt ist, geben zu dessen Auskommen nur*

1 Rthlr.

30 Rthlr.

G. *der Gewürzhändler bezahlt seinem Hauswirt die Miete. Nicht alles ist für diesen Gewinn. Baukosten, Zinsen fremden Capitals und Stadtlasten abgezogen,*

¹⁶³ Büsch, Johann Georg: Schriften über Staatswirtschaft und Handlung. Abhandlung von dem Geldumlauf in anhaltender Rücksicht auf die Staatswirtschaft und Handlung. Erster Teil. Hamburg und Kiel, bey Carl Ernst Bohn, 1780. S. 64.

schiessen ihm von der Miete aus 10 Rthlr. nur 3 über, die er zu seinem Auskommen verwenden kann

3 Rthlr.

H. der Hauswirt bezahlt Zinsen an den Rentenirer I. Was dieser zieht, ist alles reiner Beitrag zu seinem Auskommen

10 Rthlr.

I. der Rentenirer bezahlt den Schmid für Arbeit an seinem Wagen. Dieser gewinnt reinen Arbeitslohn

4 Rthlr.

K. der Schmid bezahlt den Schlächter. Dieser rechnet reinen Gewinn

3 Rthlr.

L. der Schlächter bezahlt seinen Advocaten. Für diesen wäre nun zwar, ein bisschen Capitalien abgerechnet, alles reiner Verdienst. Aber

M. der Advocat geht am Abend auf Caffehaus und verspielt seinen Verdienst

Nichts

Was er daher zu seinem Auskommen hätte anwenden können, wird nun ganz ein Beitrag zum Auskommen des Spielers

10 Rthlr.

N. der Spieler bittet einen Beistehenden O, ihm Gold für dieß Geld zu geben, der es ohne Vorteil thut

Nichts

60 Rthlr.

O. ein schlechter Bezahler sieht sich genöthigt, einem drohendmahnenden Galanteriehändler eine alte Rechnung zu bezahlen. Die Rechnung ist so alt, daß wegen der daraufzuschlagenden Zinsen aller Gewinn für diesen wegfällt

Nichts

P. der Galanteriehändler steht bei seinem Nachbar Gevatter und giebt die 10 Rthlr. zum Pachtgeschenk

Q. der Nachbar legt das Geld in den Spartopf seines Kindes, und die Circulation dieser 10 Rthlr. hat nun auf lange Zeit ein Ende.

Dieses Beispiel¹⁶⁴ zeichnet nicht nur das Sittenbild der damaligen Zeit in groben Zügen nach, sondern zeigt auch exemplarisch, wann ein Übergang des Geldes von einer Hand in die Hand von Vorteil ist, und wann nicht. Die letzten drei Vorgänge fügen zu den 60 Geldeinheiten, die durch die vorhergehenden Tauscharten entstanden sind, nichts mehr hinzu. Sobald das Geld seinen Weg in einen Sparschrein gefunden hat, kann es keinen Beitrag mehr zur Zirkulation und damit zur Wirtschaftstätigkeit leisten, es kann seine produktive Dynamik nicht entfalten.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Büschs Schriften fast idealtypisch dafür sind, was Keynes und Sombart positiv am Merkantilismus hervorgehoben haben. Büsch rückt das Geld in den Mittelpunkt aller Wirtschaftstätigkeit, weil es ganz spezifische Fähigkeiten hat: Geld hat die Fähigkeit, Nachfrage zu erzeugen, und durch seine Fähigkeit zur Zirkulation, da es ja – weil es kein Gegenstand unmittelbarer Bedürfnisbefriedigung ist – nicht verbraucht wird, regt es die Wirtschaftstätigkeit des Landes an. Büsch meint – mit einem Seitenhieb auf seine Kollegen aus anderen Ländern – das Geld soll und kann ruhig Ware heißen, aber es ist und bleibt in seiner Qualität etwas ganz anderes, eine Ware von unendlich allgemeinerem Gebrauch als alle anderen verkäuflichen Gebrauchsgüter. Damit möglichst viel von diesem Mittel mit Zauberkraft in die Gesellschaft gelangt, sollten nicht nur alle Menschen – niedere wie höhere Klassen – ihr Auskommen haben, sondern damit durchaus auch Wohlstand anstreben. Auch die Armen und Mittellosen sollten vom Staat Geld bekommen, damit sie sich an dieser fruchtbaren Zirkulation beteiligen können. Adressat seiner Ausführungen ist gemäß der alten kameralistischen Lehre der Regent, das letzte Ziel ist eine gut gefüllte Staatskasse.

¹⁶⁴ Ebd., § 26, S. 64-66.

Die Rezeption Büschs und seiner Schriften

Die Rezeption des Werkes von Büsch ist den Göttinger Gelehrten Anzeigen vom 31. Mai 1781 ist geradezu euphorisch, Roscher kann sich allerdings nicht damit anfreunden, dass Büsch in den Göttinger gelehrten Anzeigen auf dieselbe Stufe mit Steuart und auch mit Smith gestellt wird¹⁶⁵:

„Ein Werk, welches uns das Vergnügen verschafft, einen Teutschen als den dritten Mann zu einem Steuart und einem Smith stellen zu können. Es ist völlig mit denselben tiefen Blicken in die menschliche Natur, und mit derselben genauen Kenntniß der wahren und wirklichen Verhältnisse der Dinge in der Welt verabfaßt, womit jene beyde grosse Lehrer ihre Untersuchungen angestellt haben. Es hat auch eben den Umfang und die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, wie die staatswirthschaftlichen Werke der beyden Engelländer, obgleich manches, und zumal dasjenige, was diese genughuend bearbeitet haben, nur kurz berührt ist.“¹⁶⁶

Der Umfang des Werkes wurde in Texten jüngerer Datums eher kritisiert, die Abhandlung wurde eher als umständlich und langatmig beschrieben, wenn auch oft mit dem Hinweis darauf, dass das durchaus den Gepflogenheiten der damaligen Zeit entsprach. Die Essenz der Abhandlung fasst der Rezensent folgendermaßen zusammen:

„Der Grund des ganzen Werkes beruht auf folgenden Hauptsätzen. Wenn die Menschen, ohne Dazwischenkunft des Geldes, eben so geneigt wären, die Arbeiten und Dienste für einander zu übernehmen durch die sie wechselseitig einander ihre Bedürfnisse befriedigen und ihren Wohlstand befördern, als sie mittels des Geldes wären: so wäre dasselbe gar kein, oder ein sehr unbedeutender, Gegenstand der staatswirthschaftlichen Ueberlegungen. Aber da der Mensch größtentheils nur durch den Eigennutz bewogen werden kann, für die Bedürfnisse anderer zu arbeiten: so ist dasjenige von größter Wichtigkeit, was eine, allen immer angenehme und zu jedweder Ausgleichung geschickte, Belohnung für alle Arbeiten, Dienste und Gefälligkeiten abgiebt. Also ist das Geld nun freylich eines der wichtigsten Dinge in der Staatswirthschaft; aber doch immer nur in so fern, als es das unentbehrliche

¹⁶⁵ Vgl. Roscher, Wilhelm: Geschichte der National-Oekonomie in Deutschland. München, Oldenburg, 1874. S. 601.

¹⁶⁶ Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen. Unter der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften. 66. Stück, Den 31. Mai 1781.

oder bessere Mittel ist, Arbeiten und Dienste, und deren Umsatz so zu befördern, daß das mögliche größte Auskommen für Alle im Staat dadurch entsteht.“¹⁶⁷

Johann Heinrich von Thünen ordnet Büsch in die erste von drei Perioden der Literatur der Nationalökonomie ein: In „die Zeit von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts“¹⁶⁸, die mit J.B. Colbert, dem Finanzminister Ludwigs des XIV., beginnt. Thünen resümiert, dass in dieser Periode „wenig systematische Schriften“ erschienen sind, und fasst die wichtigsten Gedankengänge dieser nationalökonomischen Literatur mit folgenden knappen Sätzen zusammen:

„Was die Elemente des Volksreichtums betrifft, so sehen sie die Hauptsache in dem Gelde: deswegen fordern sie einen vorteilhaften Handelsverkehr, und um diese Balance zu gewinnen, empfehlen sie besonders die Importation roher Materialien und den auswärtigen Handel. In Beziehung auf die Unterhaltung des Volkswohlstandes fordern sie eine unaufhörliche Einmischung der Regierung. In bezug auf die Abgaben empfehlen sie mehrfache Abgaben und sind den indirekten Steuern nicht abgeneigt.“¹⁶⁹

Johann Heinrich von Thünen vermisst Büschs Abhandlung vom Geldumlauf den „höheren philosophischen Geist“, allerdings vermisst er den auch bei Büschs Vorbild Steuart, und findet bei beiden nur „Urteile und Erläuterungen über einzelne Fälle“¹⁷⁰. Auch Sombart gesteht ein, dass „grundsätzliches, namentlich philosophisches Denken“ eher „nicht die Stärke der Merkantilisten“ ist, deswegen sind diese „richtungsgebenden Ideen nur selten systematisch entwickelt“¹⁷¹.

Fehlende Systematik wurde allerdings nicht überall als Kritikpunkt formuliert. In seinem Beitrag zur deutschen Geldlehre, der in einer Festschrift für Gustav Schmoller erschienen ist, schreibt Altmann, Büsch sei „bewußt“ kein Systematiker, kritisiert aber, dass er es unterlassen hat, die einzelnen Funktionen des Geldes aufzugliedern, so dass „vor allem seine Auffassung vom Geld als Wertmaß ungeklärt bleibt“¹⁷². Ebenso vermisst er eine „theoretische Untersuchung der Geldeigenschaften des

¹⁶⁷ Ebd.

¹⁶⁸ Thünen, Johann Heinrich von: Ausgewählte Texte. Ausgewählt und kommentiert von Professor Dr. Walter Braeuer. Westkulturverlag Anton Hain, Meisenheim / Glan, 1951. S. 270. Neben Büsch und Colbert zählt er auch Müller, Zinton, Forbonnais, Davenant und Zincke zu dieser ersten Periode. Die beiden nachfolgenden Perioden sind die Zeit der Physiokraten und kurz darauf die von Adam Smith.

¹⁶⁹ Thünen, Johann Heinrich von: a.a.O., S. 271.

¹⁷⁰ Ebd., S. 271.

¹⁷¹ Sombart, Werner: a.a.O., S. 915.

¹⁷² Altmann, S.P.: a.a.O., S. 6.

Papiergeldes, das er ‚Zeichen eines Zeichens‘ nennt, und dem, wie er meint, die Haupteigenschaft des Geldes, die Vergleichbarkeit nach Qualität und Quantität, oder vielleicht besser die Homogenität, fehlt“¹⁷³. Den Terminus Papiergeld verwendet er für alle möglichen Kreditpapiere und verwischt damit die unterschiedlichen Funktionen dieses Zahlungsmittels, denn „Geld kann nach ihm nur sein, was sich in Metall verwandeln läßt“¹⁷⁴.

Auch Roscher meint, dass Büsch gar kein Systematiker sein will. Er weist darauf hin, dass bereits in der Vorrede von Büschs Abhandlung vor voreiligem und unpraktischen „Systemmachen“ gewarnt wird. Überhaupt trägt dieser für Roschers Geschmack seine „Geringschätzung der bloßen Theorie gegenüber der Praxis“ etwas zu gern zur Schau, „wie er denn z.B. recht geflissentlich die Wirksamkeit ständiger Regenten hoch über die von Bücherschreibern stellt“¹⁷⁵. Das führt Roscher zu der Feststellung, dass „eine gewisse Bitterkeit“ gegen Smith und gleichzeitig ein „gewisser, halb ironischer Stolz auf seine eigene Demuth“ zumindest in der ersten Auflage der Schrift vom Geldumlauf (1780) „beinahe jedesmal“ durchblickt, „wenn er ihn erwähnt“¹⁷⁶. Den größten Fehler sieht Roscher in der Überschätzung des Geldumlaufes, die er schon im Titel angelegt sieht. Trotz vieler „tüchtiger Ausführungen“, findest es Roscher doch „merkwürdig“¹⁷⁷, dass die Rücksicht auf den Geldumlauf wichtiger sein soll als die von Adam Smith behandelte Arbeitsteilung. Roscher geht noch weiter und konstatiert: „Überall, wo andere Nationalökonomien von Arbeitsteilung reden, spricht Büsch vom Geldumlauf“¹⁷⁸. Abgesehen von dieser grundlegenden Fehleinschätzung fand Roscher in Büschs Abhandlung drei wesentliche „Entdeckungen“, die dieser zwar erahnt hat, „deren Vollendung“ aber „später drei andere Forscher unsterblich gemacht hat“¹⁷⁹. Büsch wurde von der vollständigen Entwicklung dieser Ideen „hauptsächlich abgehalten durch seine unglückliche Gewohnheit, über die tieferen, wesentlicheren Vorgänge der Wirthschaft hinwegzusehen und nur den von ihnen veranlaßten Geldumlauf ins Auge zu fassen“¹⁸⁰, meint Roscher. So sei es unverkennbar, dass Büsch „sowohl dem Ricardo’schen Gesetze der Grundrente“ wie auch „dem v. Thünen’schen Gesetze der Ackerbausysteme auf der Spur“ war, und „ebenso nahe“ stand er „der von Malthus gewonnenen Einsicht, daß nur eine Vermehrung der Bedürfnisse, zumal bei Landleuten, zu einer nachhaltigen Vermehrung der Production führen kann“¹⁸¹.

¹⁷³ Ebd.

¹⁷⁴ Ebd.

¹⁷⁵ Roscher, Wilhelm: a.a.O., S. 562.

¹⁷⁶ Ebd., S. 563.

¹⁷⁷ Ebd., S. 564.

¹⁷⁸ Ebd., S. 565.

¹⁷⁹ Ebd., S. 567.

¹⁸⁰ Ebd.

¹⁸¹ Ebd.

Für Roscher sind die Schwächen der Abhandlung einerseits vor allem eine Folge der vielen Reminiszenzen des Merkantilsystems, „die Büsch noch ankleben“ und andererseits den Eigenarten seines Heimatortes geschuldet, „der wenig Ackerbau, nicht viel Industrie, aber einen sehr großen Handel besaß“¹⁸².

In seinem Handbuch zur Staatswirtschaftslehre aus dem Jahr 1821 meint Johann Friedrich E. Lotz im Gegensatz zu Roscher, dass Büsch dem Geld nicht den hohen Wert beimisst, den die Merkantilisten ihm beigemessen haben, sondern dass er „vielmehr den Ackerbau als eine sichere Grundlage des menschlichen Auskommens“¹⁸³ ansieht. Aber „allein um vollkommen seines Auskommens gewiß zu seyn, hält er Geldverdienst für das zuverlässigste Mittel, und empfiehlt daher den Regierungen dessen Erhaltung im Lande zum Gegenstand ihrer Sorge zu machen“¹⁸⁴.

Julius Kautz versucht in seinem Lehrbuch zu Theorie und Geschichte der Nationalökonomie eine Synthese der beiden Positionen, die Büschs Stellung zum Merkantilismus betreffen. Er schreibt:

„Die eine oppositionelle Richtung, die sich in Deutschland ebenso wie in Frankreich gegen die Doctrin des Smithianismus und gegen dessen Consequenzen im praktischen Staats- und Völkerleben erhob, ist die mercantilistische, als deren Ausgangspunkt wir hier neben Struensee den hochverdienten und gründlichen Handels- und Wirthschafts-Theoretiker Büsch zu bezeichnen haben. Was Büsch betrifft, so hat sich derselbe gleich nach der Zeit der Veröffentlichung der Smith'schen „Untersuchungen“ (...) bekannt gemacht, und es muß unbedingt anerkannt werden, daß derselbe, bei all' seiner Hinneigung zur Ueberschätzung des Geldes und der Geld=Circulation, einen bedeutenden Platz in der Reihe seiner zeitgenössischen und selbst der späteren deutschen National=Oekonomen einnimmt, indem kein einziger (selbst Steuart, Smith, Hume, Cantillon, Pinto nicht ausgenommen) die innige Verbindung zwischen Geldwesen, Circulation und Volkswirthschaft so scharf, vielseitig und überzeugend dargestellt und auf die Erscheinungen des ökonomischen Völkerlebens nach dieser Seite hin hingewiesen hat, als eben Büsch. Von seinen Grundideen wollen wir in Kürze nur besonders hervorheben, daß er nebst einer klaren und scharfsinnigen Erörterung der Function und der Bedeutung des Geldes (besonders Buch II und V), als eines besonderen

¹⁸² Ebd., S. 568.

¹⁸³ Lotz, Johann Friedrich Eusebius: Handbuch der Staatswirtschaftslehre. Erlangen, 1821. S. 106, Fußnote.

¹⁸⁴ Ebd.

energischen Gutes, die größte Wichtigkeit: der nationalen Geldcirculation, aus der ihm eigentlich so zu sagen das gesammte wirthschaftliche Volksleben besteht, zuschreibt (B. I. 29 ff., III. 96 ff., IV. 32 ff.), die Volkswirtschaft als eine Geldwirtschaft bezeichnet (Vor.), den Preis der Dinge nicht sowohl durch die Menge des Geldes, als vielmehr durch die Circulation desselben in den Verwicklungen der mannigfachen Beschäftigungen der verschiedenen Volksclassen sich bestimmen läßt (B. II, Einl.); zum vollkommenen gesicherten Auskommen Geldverdienst für das beste Mittel hält, und darum auch dessen Erhaltung im Lande der Staatsgewalt an's Herz legt; ferner daß er neben dem regen inländischen Verkehr auch einen blühenden auswärtigen Handel verlangt, den Ackerbau als einen fundamentalen Erwerbszweig und als eine sichere National=Einkommensquelle bezeichnet, und endlich bezüglich der Handels=Politik auf viele Verhältnisse hinzudeuten sich bemüht, in welchen eine Beschränkung des freien Verkehrs=Princips (durch Einfuhrzölle etc.) zweckmäßig, ja nothwendig erscheint (V, 8). Außerdem ist Büsch einer der ersten und gründlicheren Systematiker des Bankwesens und der Münz=Politik.“¹⁸⁵

Dass Büsch den Geldumlauf überschätzt sieht Kautz in dessen Ansicht bewiesen, „daß die Armen, wenn sie mit Geld unterstützt werden, und dies wieder ausgeben, nützliche Glieder der Gesellschaft sind“¹⁸⁶. In den Diskussionen zu wirksamer und effektiver Sozialpolitik ist dies heutzutage ein brennendes Thema, denn die Frage, ob es besser ist, Menschen mit Anspruch auf staatliche Leistungen mit Sach- oder Geldleistungen zu vergüten, war und ist Gegenstand unzähliger Untersuchungen. Auch Roscher sieht in diesem Punkt eine der „wunderlichsten Folgerungen“ aus der Verwechslung von Produktion mit Umlauf, da ja Büsch meint, dass „selbst die Armen, die bei der Verzehrung von Naturalalmosen rein unnütze Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sein würden“ auf einmal „nützliche Beförderer des Umlaufes“ werden, „wenn sie Geldalmosen verausgaben“¹⁸⁷. Im Zusammenhang mit der von Kautz konstatierten Überschätzung des Geldumlaufs erwähnt er auch, dass Büsch Staatsschulden für „nutzbares Eigenthum“¹⁸⁸ hält, eine Tatsache, die Keynes in seinem Exkurs über den Merkantilismus als besonders bemerkenswert herausgestrichen hat.

¹⁸⁵ Kautz, Julius: Die geschichtliche Entwicklung der National-Oekonomik und ihrer Literatur. Wien, 1860. S. 654-55. Er zitiert die „Ed. 2, 1800“ der Abhandlung von Büsch.

¹⁸⁶ Kautz, Julius: a.a.O., S. 656, Fußnote.

¹⁸⁷ Roscher, Wilhelm: a.a.O., S. 567.

¹⁸⁸ Kautz, Julius: a.a.O., S. 656 Fußnote.

In ihrer Dissertation über die Geld- und Kreditlehre des deutschen Merkantilismus schreibt Wilhelmine Dreissig, dass Büsch sogar der erste war, „der ganz positiv Stellung zur Frage der Staatsschulden“¹⁸⁹ genommen hat. Sein Argument ist, „daß der Staat, wenn er Schulden machte, nicht dasjenige in Anspruch nimmt, was andernfalls zur privaten Investition zur Verfügung stehe“, sondern „der Staat benutzt seiner Meinung nach nur die Mittel, die sonst unbenutzt blieben“¹⁹⁰.

Der jüngste Beitrag über Büschs Abhandlung von Birger P. Priddat, der hier zum Abschluss zitiert werden soll, resümiert, dass Büsch nur das „Schicksal“ geblieben ist, für Werner Sombart „zur einträglichen Zitationsquelle zu werden“, da er den – aus klassischer Sicht – „unentschuldbaren Fehler“¹⁹¹ begangen hat, über die wirkliche Produktion hinwegzusehen. Er wurde „heimlicher Anreger vieler der Nachfolgenden“¹⁹², wie beispielsweise von Gottlieb Hufeland, Protagonist des nächsten Kapitels dieser Arbeit.

¹⁸⁹ Dreissig, Wilhelmine: a.a.O., S. 63.

¹⁹⁰ Ebd.

¹⁹¹ Priddat, Birger P.: Produktive Kraft, sittliche Ordnung und geistige Macht. Marburg 1998, S. 77.

¹⁹² Ebd.

Gottlieb Hufeland

Biographisches

Gottlieb Hufeland wurde im Jahre 1760 in Danzing geboren. Nach seinem Studium in Leipzig und Göttingen, habilitierte er sich im Fach Rechtswissenschaften in Jena, wo er dann auch 1788 als außerordentlicher, und ab 1793 als ordentlicher Professor wirkte.

„Als 1803 Männer wie Paulus, Schütz, Loder, etc. diese damals so blühende Universität verließen, ging auch Hufeland erst zur Würzburger“¹⁹³ – er wurde dort 1803 zum kurpfalzbayrischen Hofrat ernannt und Professor der Rechte¹⁹⁴ – 1806 ging er dann zur Landshuter Hochschule über, wurde dort ordentlicher Professor der Rechte, „wie auch Hof- und Justizrath“¹⁹⁵.

*„Während der Jahre 1808 – 1812 bekleidete er in seiner republikanisch gewordenen Vaterstadt die Stelle des ersten Bürgermeisters, kehrte dann aber zur akademischen Laufbahn zurück, 1812 wieder in Landshut, 1816 in Halle, wo er 1817 starb.“*¹⁹⁶

Die Lehre vom Geld und Geldumlauf

Die Fehler des Merkantilismus und der Physiokratie

In seinen Abhandlungen über Geld und Geldumlauf möchte sich Hufeland vor allem vom Merkantilismus befreien, den er „ohne Übertreibung die schrecklichste Geißel des achtzehnten Jahrhunderts“¹⁹⁷ nennt. Das kaufmännische System des Merkantilismus

*„ging von der täuschenden Voraussetzung aus: Geld allein sey Reichthum; folgerte hieraus, daß also davon, soviel nur immer möglich wäre, ins Land gezogen, und dann alles im Lande erhalten werden müßte; schränkte deshalb die Einfuhr von Gütern, wofür man ja Geld weggeben müßte, ein; begünstigte auf alle Weise die Ausfuhr, für die man ja eben dem Anschein nach immer Geld erhielt, (...)“*¹⁹⁸.

¹⁹³ Roscher, Wilhelm: a.a.O., S. 654, Fußnote.

¹⁹⁴ Siehe dazu Meusel, Johann Georg: Das Gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller. Eilfter Band, Fünfte Ausgabe. Lemgo im Verlage der Meyerschen Buchhandlung, 1805. S. 388.

¹⁹⁵ Meusel, Johann Georg: Das Gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller. Vierzehnter Band, Fünfte Ausgabe. Lemgo, 1810. S. 206.

¹⁹⁶ Roscher: a.a.O., S. 654.

¹⁹⁷ Hufeland, Gottlieb: Neue Grundlegung der Staatswirthschaftskunst durch Prüfung und Berichtigung ihrer Hauptbegriffe von Gut, Werth, Preis, Geld und Volksvermögen mit ununterbrochener Rücksicht auf die bisherigen Systeme. 1807. Vorrede.

¹⁹⁸ Ebd.

Auch Locke, Hume und Steuart haben es nicht vermocht, diese Schwächen zu überwinden:

„Man kann (...) höchstens sagen, daß sie das Geld nur um die Hälfte seines bisherigen Ansehens zu bringen trachteten, wenn sie die Repräsentation aller übrigen Güter durch Geld behaupteten; und der gepriesene Steuart hat doch alle seine Betrachtungen wieder nur aus dem alten Gedanken: Geld allein sey Reichthum, entwickelt, wenn gleich durch Nebenrücksichten bereichert und gemildert.“¹⁹⁹

Erst die Physiokraten

„stürzten den theoretischen Götzendienst des Geldes, leiteten allen Reichthum von Naturerzeugnissen ab, und behaupteten, in allen Gütern sey kein anderer Werth, als der, welcher von den in sie verwandelten Producten der Natur herkomme. Aus dieser Prämisse spannen sie ein ganz neues System der Staatsverwaltung, und bald, besonders da die Revolution so manche Bande löstete, auch ein System der Staatsverfassung heraus. Manche von ihnen aufgedeckten Irrthümer waren so unwidersprechlich zerstört, und die Humanität mancher ihrer Lehren, die gegen das von ihnen bestrittene menschenfeindliche System sehr abstachen, zog die Herzen so an sich, daß die Aufmerksamkeit von ganz Europa sich darauf eine Zeitlang richtete. Bald aber entfernte die auffallende Irrigkeit einiger Theile ihrer neuen Theorie, und das Verunglücken von praktischen Versuchen, die ihr System veranlaßte, die Gemüther von ihnen.“²⁰⁰

Smithianer

Hufeland selbst kann man als Smithianer „klasifizieren“, dennoch meint er – bei allem Lob – dass Smith bei konsequentem Durchhalten seiner eigenen theoretischen Lehrsätze auf die Physiokratie hätte stoßen müssen. Denn Smith's *„Folgerungen versprochen die herrlichsten Wirkungen für die Menschheit; und es bleibt sehr tröstlich, daß dieser Theil seiner Forschungen wohl unumstößlich bleiben wird, wenn sich auch die Begründung des Ganzen als einseitig darlegen sollte“²⁰¹*. Aus dieser von Hufeland postulierten Einseitigkeit der Begründung folgt, dass man *„dreist behaupten“* darf, *„daß*

¹⁹⁹ Hufeland, Gottlieb: a.a.O., Vorrede.

²⁰⁰ Ebd.

²⁰¹ Ebd.

Smith, wenn er durchaus folgerecht geblieben wäre, doch zuletzt auf die Vorstellung der Physiokraten hätte zurückkommen müssen“²⁰².

Neben Smith und Büsch zählt er auch Steuart zu seinen Vorbildern, dieser hätte allerdings laut Hufeland kein System verfasst, sondern nur einzelne Betrachtungen festgehalten, die oftmals zu Widersprüchen führen. Er selbst möchte der Wissenschaft, die er als Erster „Volkswirtschaft“²⁰³ nennt, seinen eigenen Anstrich geben. In der Vorrede schreibt er, dass er es sich zur Aufgabe gemacht habe, „eine durchaus veränderte Hauptansicht dieser Wissenschaft darzustellen“, denn „ohne diese Veränderung“ würde ihm sein „ganzes Vorhaben kaum der Mühe werth scheinen“²⁰⁴.

Begriff des Geldes

Zu Beginn seiner Ausführungen stellt Hufeland das „scheinbare Paradoxon an Spitze“²⁰⁵:

*„Geld ist nicht Münze und Münze ist nicht Geld, sondern Münze kann nur als Geld gebraucht werden.“*²⁰⁶

Das führt Hufeland zur ersten näheren Bestimmungen dessen, was Geld eigentlich ist. Wenn das Geld etwas ist, dessen Tauschwert der Maßstab des Tauschwertes anderer Dinge ist, dann besitzt das Geld selbst nur Tauschwert. Das Geld lässt sich zwar aus Material herstellen, das Gebrauchswert besitzt, aber diesen Gebrauchswert hat es nicht mehr als Geld. Bei Papiergeld zeigt sich das am eindeutigsten, denn ein bedrucktes Blatt Papier hat so gut wie keinen Gebrauchswert und kann aber dennoch als Geld gebraucht werden.

„Die ganze Natur des Geldes bestimmt dasselbe bloß zum Tausche; sie ist ganz darauf gerichtet. Eben darum ist es aber auch vor allen andern Dingen zum Tausche geschickt; es lebt gleichsam nur im Tausche und durch den Tausch; es ist einzig und allein dadurch ein Gut, daß es Tauschwerth hat, daß es im und zum Tausche gebraucht wird; und so ergibt sich denn freylich die Folge sehr

²⁰² Ebd.

²⁰³ „Von Nationalökonomie und Nationalwirtschaft hatten schon 1805 Graf Soden und Jakob geredet, nachdem Ortes das Wort *economia nazionale* 1774, Ferguson das Wort *national economy* sogar bereits 1767 einzubürgern versucht.“ Roscher, Wilhelm: a.a.O., S. 662, Fußnote. Siehe auch: Winkel, Harald: Die deutsche Nationalökonomie im 19. Jahrhundert. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1977. S. 17.

²⁰⁴ Hufeland, Gottlieb: a.a.O., Vorrede.

²⁰⁵ Hufeland, Gottlieb: Die Lehre vom Gelde und Geldumlaufe. Giessen, 1819. S. 8.

²⁰⁶ Ebd., S. 9.

*einleuchtend, daß nichts so sehr den Tausch gegen andre Sachen und Dienste erleichtern könne als das ohne weitere Nebenrücksicht bloß für den Tausch bestimmte und vorbereitete Geld.*²⁰⁷

Hierin liegt auch der Unterschied zwischen Geld und anderen Waren, denn Waren im eigentlichen Sinne haben Gebrauchswert, während Geld nie zum Gebrauch und noch weniger zum Verbrauch herangezogen werden kann. Dies führt Hufeland zur zweiten und dritten näheren Bestimmung des Geldes: „Das Geld dient nur zum Maaßstab des Tauschwerths“²⁰⁸ und „Nur der Tauschwerth des Geldes enthält das Maaß“²⁰⁹. Wie kann also das Geld, das selbst nur Tauschwert besitzt und nur als Maßstab des Tauschwertes dient, den Tauschwert anderer Dinge messen?

*„Nicht unmittelbar an sich oder als ein Körper betrachtet. So kann es auf keine Weise der Maaßstab des Werths oder auch bestimmter des Tauschwerths der andern Dinge seyn; hier gebe es kein Drittes, welches die Vergleichung vermitteln könnte. Werth nur kann den Werth messen. Einzig und allein durch den Werth, den wir dem Geld im Tausch und für den Tausch beylegen, bekommt dasselbe die Fähigkeit, daß dadurch der Werth, den andere Dinge im Tausche haben sollen, gemessen werde.“*²¹⁰

Das Wort „beylegen“ ist in diesem Zusammenhang zentral, denn Hufeland argumentiert, dass der Tauschwert von der „Meynung“ abhängt, die sich in einer Gesellschaft über den Wert bestimmter Dinge im Laufe der Zeit herausbildet. Denn

„(...) hängt indessen aller Werth, besonders aber aller Tauschwerth, von der Meynung ab; und so erscheint dann die volle Abhängigkeit der ganzen Natur des Geldes, und alles demselben beygelegten Werths von der Meynung in dem höchsten, aber auch einzig richtigen und durchaus nothwendigen, Lichte. Alles kommt darauf zurück, und muß darauf zurückkommen, was jeder seinen Sachen für einen Werth beylegt, und für welche andre Sachen er sie weggeben will; aus welchem allen dann sich allmählich eine gemeine Meynung bildet, zu derer

²⁰⁷ Ebd., S. 12.

²⁰⁸ Ebd., S. 17.

²⁰⁹ Ebd., S. 19.

²¹⁰ Ebd., S. 19-20.

Erzeugung die Meynung mehrer auf einander gewirkt und sich gegenseitig bestimmt hat.“²¹¹

Die vierte und letzte Bestimmung des Geldes lautet: „Das Geld hat keinen Maaßstab des Werths außer sich“²¹². Es entspricht der Natur des Geldes durch seinen Tauschwert den Tauschwert anderer Dinge zu messen, aber nicht, dass sein Tauschwert durch etwas anderes in allgemeingültiger Form gemessen werden soll.

„Aber im allgemeinen heißt es die Natur des Geldes aufheben, wenn man für dieses wieder einen neuen Maaßstab suchen will. Der ganze Umfang des Geldes ist, so zu sagen, in sich selbst geschlossen, und versagt jedem andern Maaß den Zugang. Kein Maaß, das man für irgend eine Geldsorte oder Geldart sucht, kann außer dem Gelde gefunden werden; vielmehr ist alles und jedes Maaß dieser Art nur wieder im Gelde selbst zu suchen und zu setzen. Das Geld mißt andere Dinge durch seinen Tauschwerth; aber Geld wird nur wieder durch Geld gemessen.“²¹³

Mit diesen eher philosophisch-geisteswissenschaftlichen Betrachtungen über das Geld, hat der „Kantianer“²¹⁴ Hufeland versucht viele Dimensionen des Begriffes „Geld“ zu erfassen, die andere Autoren etwas unbedachter verwendet und angewendet haben und damit hat Hufeland es geschafft, eine tiefer gehende Auseinandersetzung mit der Thematik anzuregen.

²¹¹ Ebd., S. 20.

²¹² Ebd., S. 21.

²¹³ Ebd., S. 22.

²¹⁴ Schmoller, Gustav: Zur Litteraturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften. Duncker&Humblot, Leipzig, 1888.

Rezeption Hufelands

Hufeland wird von Roscher im Kapitel über die „Erste selbstständige Weiterbildung der Smith’schen Lehre in Deutschland“²¹⁵ behandelt und dort als „ebenso vielseitig und gründlich gebildet, wie selbstdenkend“²¹⁶ bezeichnet. Auch Johann Heinrich von Thünen fügte neben Hufeland in seiner Aufzählung der Schriften, die auf den Lehren Smiths beruhen, in Klammern das Prädikat „ganz ausgezeichnet“²¹⁷ ein. Was ihn allerdings von den andere Smithianern unterscheidet, sind nach Roschers Ansicht „besonders zwei Eigenthümlichkeiten: seine Hauptbeschäftigung mit Rechtswissenschaft und seine Nebenbeschäftigung mit Philosophie, zumal der seines Landsmannes Kant“²¹⁸. Diese Eigentümlichkeiten beruhen laut Roscher „größtentheils auf jener so oft bemerkbaren Reaction des Nachfolgers gegen den Vorgänger, welche das von diesem Verkannte zu überschätzen pflegt“²¹⁹. Roscher ist auch der Ansicht, die „juristischen Erinnerungen“ dem Ökonomen Hufeland „mehrfach Schaden gethan“, gleichzeitig aber seinen Definitionen eine „große Schärfe“²²⁰ verliehen. Besonders „in der scharfen Sonderung dieser Begriffe: Gebrauch und Verbrauch liegt eine der verdienstlichsten wissenschaftlichen Neuerungen Hufeland’s“²²¹. Dennoch findet sich das „was man gewöhnlich als Hauptfrucht philosophischer Studien bezeichnet“, nämlich „systematischer Sinn“²²², bei Hufeland wenig entwickelt.

In seiner „Kritischen Dogmengeschichte der Geldwerttheorien“ schreibt Friedrich Hoffmann über den Versuch Hufelands seinen beiden Vorbildern Smith und Steuart gleichermaßen gerecht zu werden:

„Hufeland nähert sich der Smith’schen Lehre, wie sich aus der Gestaltung seiner Geldwerttheorie ergibt. Zu gleicher Zeit hat er sich bemüht, Steuart gerecht zu werden durch eine psychologische Auffassung des Angebots und der Nachfrage. Er unterscheidet sich von ersterem dadurch, daß er auf die Bedeutung der Gewinnungskosten ein erheblich größeres Gewicht legt, von letzterem durch die geringe Betonung der auf der Wareseite liegenden Faktoren.“²²³

Hufeland hat sich mit dem Geld auf einer geisteswissenschaftlich-semantischen Ebene beschäftigt, während sich der folgende Gelehrte der Thematik bereits mit mathematischen Methoden genähert hat.

²¹⁵ Kapitel 27.

²¹⁶ Roscher, Wilhelm: a.a.O., S. 655.

²¹⁷ Thünen, Johann Heinrich von: a.a.O., S. 274.

²¹⁸ Roscher, Wilhelm: a.a.O., S. 656.

²¹⁹ Ebd., S. 659.

²²⁰ Ebd., S. 656-657.

²²¹ Ebd., S. 657.

²²² Ebd.

²²³ Hoffmann, Friedrich: Kritische Dogmengeschichte der Geldwerttheorien. Verlag von C.L. Hirschfeld, Leipzig, 1907. S. 79.

Claus Kröncke

Biographisches

Claus Kröncke wurde 1771 in Kirchosten im Bremischen geboren und war zeit seines Lebens in der „Hessen-Darmstädtischen Bau- und Finanzverwaltung“²²⁴ tätig. Er hatte im Einzelnen folgende Ämter inne²²⁵:

- 1798 Generalinspektor des Chausseen- und Wasserbaues in dem Oberfürstenthum Darmstadt zu Giessen²²⁶
- 1802 Hessen-Darmstädtischer wirklicher Steuerrath und Ober-Rheinbau-Inspektor zu Darmstadt²²⁷
- 1803 Landgräflich Hessischer Kammerrath und Mitglied der Gesetzgebungskommission daselbst²²⁸
- 1821 Direktor der dritten Sektion der Oberfinanzkammer in Darmstadt²²⁹
- 1822 Oberbaudirektor²³⁰

Darüber hinaus war er „Ritter des Großherzoglichen Verdienstordens“²³¹ und bekam im Jahre 1827 die Würde eines Doktors der Philosophie verliehen. Claus Kröncke starb 1843. Anders als beispielsweise Büsch bekleidete Kröncke sehr viele Ämter, daher sind seine Arbeiten auch eher aus praktischer Notwendigkeit heraus entstanden und behandeln Fragen einer optimalen Steuerpolitik, Fragen, die zu dieser Zeit virulent waren.

Das Steuerwesen – seine Natur und Wirkungen

Das Buch Krönckes, das hier nun auf seine geldtheoretische Relevanz hin untersucht werden soll, trägt den Titel „Das Steuerwesen, nach seiner Natur und seinen Wirkungen“ und ist im Jahr 1804 erschienen.

Selbstständige Erweiterung Smithscher Lehren

Bereits in der Einleitung rühmt sich Kröncke damit, dass er „*nicht aus einem Dutzend Bücher das dreyzehnte gemacht*“ hat, er habe „*selbst geforscht und geprüft*“ und glaubt deswegen, „*mit Recht*“

²²⁴ Homberg, Gerhard: Die Vertreter der mathematischen Nationalökonomie im deutschsprachigen Raum vor dem Erscheinen des Cournotschen Werkes (1838). Inaugural-Dissertation an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau, 1971. S. 26.

²²⁵ Daten entnommen aus: Das gelehrte Teutschland oder Lexicon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller. Angefangen von Georg Christoph Hamberger, fortgesetzt von Johann Georg Meusel. Lemgo im Verlage der Meyerschen Buchhandlung.

²²⁶ Meusel: Das gelehrte Teutschland. Zehnter Band, Fünfte Ausgabe, Lemgo 1803. S. 146.

²²⁷ Meusel: Das gelehrte Teutschland. Eilfter Band, Fünfte Ausgabe, Lemgo 1805. S. 464.

²²⁸ Ebd.

²²⁹ Meusel: Das gelehrte Teutschland im 19. Jahrhundert nebst Supplement zur 5. Ausgabe desselben im achzehnten, Eilfter Band, zwanzigster Nachtrag in der 4. Ausgabe des gelehrten Teutschland welcher das 19. Jahrhundert und die Supplemente des 18. zur 5. Ausgabe enthält. Lemgo 1834. S. 278-279.

²³⁰ Ebd.

²³¹ Homberg, Gerhard: a.a.O., S. 26.

*Ansprüche machen zu können*²³². Dennoch kann man Kröncke getrost zu den deutschen Smithianern zählen, aber auch Roscher attestiert ihm, dass er das Smithsche System „nicht bloß in Bezug auf eine wichtige Speciallehre, die Theorie der Besteuerung, sondern auch hinsichtlich der Methode selbstständig weiter entwickelt hat“²³³. Der Verwaltungsbeamte sah eine Notwendigkeit darin, Untersuchungen über das Steuerwesen anzustellen, „da in den, durch die Länder-Vertauschungen und Entschädigungen, sonst gänzlich abgesonderten, nun in Einem Staate verbundenen Landen so vielerley ganz verschiedene Steuerverfassungen Statt haben“²³⁴. Für das von den Napoleonischen Kriegen verwüstete und finanziell ausgehungerte Land ist also nach Meinung Krönckes eine ordentliche Steuerverfassung die wichtigste Voraussetzung für einen erfolgreichen Wiederaufbau. Für seine Erörterung wählt Kröncke eine „mathematische Behandlungsart“, für die er sich – wie er hofft – nicht „rechtfertigen“ muss, „wenn sie auch sonst Schriften dieses Inhalts ziemlich fremd seyn möchte“²³⁵. Das möchte er ändern, denn er ist der Meinung, „die gesammte Staatswirthschaft erlaubt, ja fordert eine solche Behandlungsart“, deshalb fragt er sich auch, ob „es denn so viel verlangt“ ist, „wenn man will, daß der Staatswirth, namentlich der, welcher sich viel mit dem Steuerwesen beschäftigten muß, Mathematiker sey soll“, denn man verlangt ja schließlich auch, „daß der Schneider nähen, der Schuster Schuhe machen, der Schmied schmieden“²³⁶, kurz, dass jeder mit den Instrumenten seiner Zunft umgehen kann.

Entwicklung der Geldwirtschaft

Einen wesentlichen Teil seiner Untersuchung bildet die Analyse der Entwicklung der Geldwirtschaft. Er vertritt dabei den Standpunkt der Neutralität des Geldes, denn er geht davon aus, dass Geld nicht existiert, sondern dass jede Ware mit einer anderen in Beziehung gebracht werden muss, zum Zwecke des Tausches. Das Geld hat lediglich eine Funktion als Bezugspunkt für andere Waren.

Bei der Beweisführung für dieses Argument beginnt Kröncke mit dem Herleiten einer Formel (S. 127) für die Anzahl von Relationen, die zwischen den Waren hergestellt werden:

Im Fall von zwei Waren „A und B findet eine Vergleichung AB Statt. Für drey Sachen A, B, C finden Statt die Vergleichungen von

A und B	B und C
A – C	

²³² Kröncke, Claus: Das Steuerwesen, nach seiner Natur und seinen Wirkungen untersucht. Darmstadt und Gießen, bei Georg Friedrich Heyer, 1804. Vorrede S. XIV.

²³³ Roscher, Wilhelm: Geschichte der National-Oekonomie in Deutschland. München, Oldenburg, 1874. S. 662.

²³⁴ Kröncke, Claus: a.a.O. Vorrede. Er schließt die Vorrede mit dem Fazit, dass die „in den alten Landgräflich Hessischen Landen bestehende Steuerverfassung (...) bey weitem die vorzüglichste ist“.

²³⁵ Kröncke, Claus: a.a.O., Vorrede S. XV.

²³⁶ Ebd.

Für vier Sachen A, B, C und D finden Statt die Vergleichen von

A und B	B und C	C und D
A – C	B – D	
A – D		

In dieser Logik funktionieren auch die Vergleiche zwischen fünf und mehr Waren, was Kröncke zur Feststellung einer Art geometrischer Reihe führt (S. 128):

Also ist die Anzahl der Statt findenden Vergleichen

für 2 Sachen	= 1	
... 3	= 1 + 2	= 3
... 4	= 1 + 2 + 3	= 6
... 5	= 1 + 2 + 3 + 4	= 10
... 6	= 1 + 2 + 3 + 4 + 5	= 15
... 7	= 1 + 2 + 3 + 4 + 5 + 6	= 21

Damit lautet das Gesetz für die Berechnung von Vergleichen „für n Sachen“²³⁷:

$$= 1 + 2 + 3 + \dots + (n - 1) = (n - 1) \frac{n}{2}$$

In einem zweiten Schritt vergleicht er die Werte der Waren untereinander, denn „wenn man das Verhältniß des Werthes z.B. von A und B, und von A und C kennt; so kann man daraus auch das Verhältniß des Werthes von B und C finden“²³⁸, was die Vergleiche erleichtert und deren Anzahl reduziert.

	Vergleichen
Für 2 Sachen	1
... 3	2
... 4	3
... 5	4
... 6	5
... 7	6
... n	n – 1

Man kann also eine Ware als allgemeinen Tauschmesser wählen, dessen Wert mit dem der anderen Waren verglichen werden kann:

²³⁷ Kröncke, Claus: a.a.O., S. 129.

²³⁸ Ebd.

„Eine Sache A, gegen die in der Regel alle übrigen Sachen gegeben und genommen werden, und gegen die der Werth aller übrigen Sachen zuletzt verglichen wird, heißt Geld (wohl richtiger Gelt, von gelten).“²³⁹

Obwohl Kröncke das Geld als eine Ware betrachtet, stehen für ihn zwei Tatsachen fest, die dem Geld doch wieder eine besondere Stellung zuerkennen. Denn erstens ist *„das gemünzte Geld keine Sache, die irgendeinen sinnlichen oder geistigen Genuß gewährt“*, sondern *„einzig zur Ausgleichung der Werthe der gegebenen und genommenen übrigen, Genuß gewährenden Sachen bestimmt.“²⁴⁰* Zweitens sind Tauschhandel und der Handel, der mit Geld abgewickelt wird, für Kröncke qualitativ ganz unterschiedliche Dinge. Denn *„wenn nicht mehr getauscht, sondern gekauft und verkauft wird; so ist bloß, damit dieses geschehen könne, ein gewisser Vorrath, also ein Kapital von dieser Sache A erforderlich“*. Dieses Kapital *„wäre nicht erforderlich gewesen“*, wenn *„der Tauschhandel geblieben wäre“²⁴¹*.

Quantitätsgleichung

Damit also das Geld, diejenige Ware, die die Geldfunktion übernommen hat, wirksam eingesetzt werden kann, muss davon ein bestimmtes Kapital, also Vorrat gehalten werden: *„Wir wollen das hierzu erforderliche Kapital der Sache A für eine gegebene Nation und zu einer gegebenen Zeit τ nennen“²⁴²*.

Die Größe des Vorrats, des Kapitals, hängt von zwei Faktoren ab:

- „1) Von dem in Geld ausgedrückten Werthe φ aller in einer bestimmten Zeit (...) verkauften Waaren.*
- 2) Wie oft im Durchschnitt alles Geld in dieser bestimmten Zeit (...) zum Kaufen und Verkaufen gebraucht wird.“²⁴³*

Dieser zweite Faktor beschreibt die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes, die mit m bezeichnet wird. Die beiden Faktoren zusammengenommen ergeben folgende Formel:

$$\tau = \frac{\varphi}{m}$$

²³⁹ Kröncke, Claus: Das Steuerwesen, nach seiner Natur und seinen Wirkungen untersucht. Darmstadt und Gießen, bei Georg Friedrich Heyer, 1804. S. 147.

²⁴⁰ Kröncke, Claus: a.a.O., S. 171.

²⁴¹ Ebd., S. 194.

²⁴² Ebd., S. 194. Die Argumentation erinnert schon an die später aufkommende marginalistische Argumentation, die zeit- und raumunabhängig ist, wenn Kröncke von einer „gegebenen Nation“ zu einer „gegebenen Zeit“ spricht.

²⁴³ Kröncke: a.a.O., S. 195.

Kröncke meint, das Kapital τ dient nur dazu, „die Werthe für die gegebenen oder genommenen Sachen auszugleichen. Es ist also bloß das Mittel zu diesem Zwecke, und ist sonach in Ansehung seiner Wirkungsart wie eine Maschine anzusehen. (...) Wenn die Kräfte, oder auch nur ein Theil der Kräfte einer Nation auf mehrerley Wege sonst gleich gut benutzt werden können, so wird diejenige Benutzungsart die beste seyn, wozu die kleinste Summe des Geldes erforderlich ist, oder bey der τ ein Minimum wird. Es wird τ kleiner, wenn entweder φ kleiner, oder m größer wird. Da es nie gewünscht werden kann, daß φ kleiner werde; so bleibt also das die beste Behandlungsart der Kräfte, bey der m ein Größtes wird.“²⁴⁴ Hier spricht Kröncke von einem Optimierungsproblemen: Da es – ceteris paribus – nicht erstrebenswert sein kann, dieses φ klein werden zu lassen, um τ zu minimieren, sollte es das Ziel der Politik sein, die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes m relativ groß werden zu lassen.

Die Größe φ , der in Geld ausgedrückte Wert aller umgesetzten Waren, „entspricht dem Produkt $P \times T$ der Fisherschen Gleichung $M \times V = P \times T$ “²⁴⁵, aber Kröncke trennt „nicht zwischen realem Handelsvolumen und dem Preisniveau“, seine Größe φ „beinhaltet das Produkt aus beiden Größen“²⁴⁶. Diese Trennung findet sich erst bei Joseph Lang.

Kröncke hat mit seiner quantitätstheoretischen Gleichung als erster die Umlaufgeschwindigkeit in einem algebraischen Ausdruck verwendet. Hundert Jahre vor Kröncke haben schon „Petty, Locke und Cantillon zwischen Geldmenge und Umlaufgeschwindigkeit“ getrennt, es haben auch schon „Briscoe 1694 und Henry Lloyd 1771 eine algebraische Beziehung zwischen Handelsvolumen, Preis und Geldmenge“²⁴⁷ formuliert, aber Kröncke hat als erster die Umlaufgeschwindigkeit in eine mathematische Beziehung mit Kapital und dem in Geld ausgedrückten Wert aller umgesetzten Waren gesetzt.

Zusammenfassend stellt Kröncke fest, dass

1. die „relativen Werthe der Kräfte und ihrer Produkte (...) alle durch das Feilschen auf dem Markte bestimmt, und durch den Marktpreis zuerst ausgesprochen“ werden und dass
2. „manche Werthe so von einander abhängen, daß der Marktpreis einiger Sachen gegen den Marktpreis einiger anderer Sachen in dem gewöhnlichen Gange der Dinge einem gewissen Verhältnisse sich durchaus nähern muss.“²⁴⁸

²⁴⁴ Kröncke: a.a.O., S. 195-197.

²⁴⁵ Baloglou, Christos: Die Vertreter der mathematischen Nationalökonomie in Deutschland zwischen 1838 und 1871. Beiträge zur Geschichte der deutschsprachigen Ökonomie, herausgegeben von Birger P. Priddat. Band 7. Metropolis Verlag, Marburg, 1995. S. 79.

²⁴⁶ Homberg, Gerhard: a.a.O., S. 33.

²⁴⁷ Ebd., S. 33.

²⁴⁸ Kröncke: a.a.O., S. 199.

Damit beschreibt Kröncke schon etwas, das später als Walrasiansischer Auktionator bekannt werden sollte. Geld ist neutral und spielt beim Einpendeln des Preises auf dem Markt – bestimmt durch Angebot und Nachfrage – keine Rolle.

Aus den so bestimmten und errechneten Preisen läßt sich eine Art in Geld ausgedrücktes BIP konstruieren:

„Sämmtliche Werthe, wie sie auf die vorbeschriebene Weise ohne irgend eine Dazwischenkunft des Staates, bloß durch das Feilschen auf dem Markte bestimmt werden, nenne ich den ersten Werth der Sachen. Er ist, oder kann wenigstens, für alle Kräfte und deren Produkte durch Geld ausgedrückt werden. Sind die sämmtlichen Kräfte einer Nation (das Kapital als Kraft angesehen und mit eingeschlossen) A, B, C, D,, und deren Werthe a, b, c, d, = π ; so ist dieses π das gesammte Vermögen der Nation. Sind die von diesen Kräften in einem Jahre erzeugten Produkte A', B', C', D',, und deren Werthe a', b', c', d', = Σ ; so ist dieses Σ das jährliche Einkommen dieser Nation.“²⁴⁹

Bei Kröncke hat nun also das Geld endgültig seine dynamische Fähigkeit verloren, Kröncke gesteht dem Geld keine eigenständige Möglichkeit der Beeinflussung des Wirtschaftsgeschehens zu. Die Funktion des Kapitals vergleicht Kröncke mit einer Maschine, da jede Wirtschaftstätigkeit, sei sie einer Manufaktur oder eines Staates, effizienter ist, wenn sie mit weniger Geld die gleichen Resultate liefern kann. Um dies gewährleisten zu können, muss die Umlaufgeschwindigkeit erhöht werden. Der Staat sollte aber möglichst nicht eingreifen, denn der in Geld ausgedrückte Wert der Sachen kommt ganz natürlich durch das Feilschen auf dem Markt zustande.

Für die deutsche Geldtheorie ist die quantitätstheoretische Gleichung von Kröncke von großer Bedeutung, alle anderen Gedankengänge finden sich in ähnlicher Form schon bei seinen berühmten Vorgängern wieder. Aber auch „plausibel und an Exaktheit kaum zu übertreffen“²⁵⁰ ist Krönckes Darstellung der Entstehung einer Geldwirtschaft.

²⁴⁹ Kröncke: a.a.O., S. 205-206.

²⁵⁰ Homberg, Gerhard: a.a.O., S. 33.

Rezeption Krönckes

Mit der von Kröncke gewählten mathematischen Behandlungsweise ökonomisch-sozialwissenschaftlicher Fragen hat er sich nicht nur Freunde gemacht. In seinem Handbuch der „Staatwirthschaftslehre“ notiert Johann Friedrich E. Lotz in einer Fußnote, dass er vom wissenschaftlichen Wert der algebraischen Ausdrücke nicht überzeugt ist:

„Was der moralischen Welt angehört, läßt sich nicht durch Formeln andeuten, welche nur physische Größen auszudrücken vermögen. Eben so wenig als sich durch algebraische Formeln die psychologische Wirksamkeit irgend eines Strafgesetzes rechnerisch darstellen und nachweisen läßt; eben so wenig sind algebraische Formeln dazu geeignet, den Gang der menschlichen Betriebsamkeit sinnlich darzustellen; und am allerwenigsten mögen sie dazu gebraucht werden, um auszudrücken, wie es dem Menschen bei seinem Güterbesitze geht, ob und in wiefern er sich dabei wohl befindet oder übel.“²⁵¹

Und auch der Rezensent der Göttinger Gelehrten Anzeigen würde ihm davon abraten. Dieser meint,

„es wäre zu wünschen, daß dem Verf. gefallen möchte, statt seiner unfruchtbaren Theorie dem Publico die Hessen-Darmstädtische Staatsverfassung, welche er in der Vorrede als die vorzüglichste von allen ihm bekannten rühmt, in Beziehung auf die Eigenthümlichkeiten des Landes und seiner Bewohner, darzulegen; oder die Schwierigkeiten, die Hindernisse, die unvermeidlichen Mißgriffe und die glücklich ausgefallenen Entwürfe zu erzählen, wodurch man die Uebereinstimmung der neu acquirirten Provinzen mit den alten zu bewirken sucht: Arbeiten, an welchen der Verf. vermöge seines Geschäftskreises Antheil nimmt, und deren Erzählung von seiner Feder daher vorzüglich lehrreich sein könnte.“²⁵²

Denn auch der Rezensent ist besorgt über die Zukunft seines vom Krieg gebeutelten Vaterlandes und hatte sich von Kröncke Antworten und Lösungen erhofft:

„So erhebliche Bedenklichkeiten gegen die schleunige und unvorbereitete Einführung einer vollkommenen Gleichförmigkeit im Steuersysteme mehrerer

²⁵¹ Lotz, Johann Friedrich Eusebius: Handbuch der Staatwirthschaftslehre. Erlangen, 1821. S. 192, Fußnote.

²⁵² Göttingische gelehrte Anzeigen, 118. Stück, den 26. Julius 1804, S. 1172.

Provinzen, von verschiedenen Verhältnissen, Kräften und Bedürfnissen, sich Jedem aufdringen, so sind auf der andern Seite auch die höchst nachtheiligen Folgen einer ganz getrennten und abweichenden Staatswirtschaft derselben, zumahl bey einer Besetzung durch ein feindliches Heer, das große Forderungen macht, und sich um innere Verhältnisse nicht bekümmert, ganz unverkennbar. Die unauflösliche Verwicklung, die alsdann in einer so complicirten Staatsmaschine unvermeidlich herbeygeführt wird, erregt gerade in diesem Augenblicke die Besorgnisse des Rec., der sie in seinem Vaterlande vor seinen Augen entstehen sieht, bey dem deßwegen alle Versuche, diese Uebel in anderen Ländern zu heben, welche des Glücks genießen, ruhig vorbereiten zu können, was ihnen in künftigen Zeiten der Noth nützen wird, ein lebhaftes Interesse erregen; und der in dieser Rücksicht auch das vorliegende Buch mit vorzüglicher Aufmerksamkeit angesehen hat. Man findet aber in demselben nur eine ganz abstracte Theorie (...).“²⁵³

Und dieser von der Wirklichkeit zu weit entfernten Theorie kann der Rezensent nicht viel abgewinnen und kritisiert Kröncke dafür scharf:

„Der Verf. behauptet, in seinen Untersuchungen ganz seinen eigenen Gang genommen zu haben: ihm eigenthümliche und neue Gedanken finden sich aber doch nicht. Das Eigene seiner Arbeit besteht in einer höchst abstracten Behandlung des Gegenstandes, und in einer beständigen Bemühung, seine Sätze in mathematischen Formeln auszudrücken. Mit allem dem ist aber dem wißbegierigem Leser wenig gedient.“²⁵⁴

Dabei schätzt der Rezensent die „mathematische Genauigkeit sehr hoch, da, wo sie möglich und passend ist“, aber er ist überzeugt, „daß die Staatswirthschaft nicht, wie der Verf. meint, eine solche Behandlungsart fordert, sondern sie vielmehr nicht zuläßt, so bald sie wirklich Sachen lehren, und nicht mit Formeln spielen will“²⁵⁵. Davon, dem Gegenstand der „Staatswissenschaften durch mathematische Formeln ein geheimnisvolles Ansehen zu geben“, wie es „einige dürre Köpfe unter den Franzosen“²⁵⁶ getan hätten, hält der Rezensent nicht viel. Für das deutsche Publikum braucht es seiner Meinung nach andere Formen der Vermittlung, wie es der „vorzüglichste Schriftsteller der Nation in diesem Fache,

²⁵³ Ebd., S. 1169-1170.

²⁵⁴ Ebd., S. 1170.

²⁵⁵ Ebd., S. 1171.

²⁵⁶ Namentlich nennt der Rezensent lediglich Condorcet und weist nur auf „einige andere oeconomische Schriftsteller“ hin.

Büsch²⁵⁷, vorgemacht hat. Krönckes Beitrag dagegen hält der Rezensent für völlig unbrauchbar: „Die algebraischen Formeln des hier beurtheilten Werkes lehren nichts. Es folgt aus ihnen nichts. Sie machen auch nichts deutlich.“²⁵⁸

Roschers Urteil fällt ähnlich aus, wenn auch nicht ganz so scharf. Das Buch ist für ihn zwar „reich an originalen Eintheilungen“, womit aber „im Grunde wenig gewonnen wird“²⁵⁹. Auch er hält „das Ganze“ für „sehr abstract“, denn Kröncke kommt „fast ohne Beispiele und Citate“ aus, arbeitet „dagegen soviel wie möglich mit algebraischer Formulierung“²⁶⁰. Die Entstehung der Warenpreise durch das Feilschen auf dem Markt ist für Roscher vergleichbar damit, „wenn man durch Tastversuche den Schwerpunkt eines unregelmäßigen Körpers findet“²⁶¹.

Karl Heinrich Rau hat in seinem Lehrbuch auf die mathematische Verfahrensweise bei Kröncke verwiesen²⁶², aber sonst wurde Claus Kröncke kaum rezipiert, obwohl sein „Beitrag für die Entwicklung der mathematischen Form der Quantitätstheorie“²⁶³ durchaus bedeutsam ist.

²⁵⁷ Ebd..

²⁵⁸ Ebd., S. 1172.

²⁵⁹ Roscher, Wilhelm: a.a.O., S. 662.

²⁶⁰ Ebd.

²⁶¹ Ebd.

²⁶² Rau, Karl Heinrich: Lehrbuch der politischen Oekonomie. Band I: Die Volkswirtschaftslehre. Nachdr. der Ausg. Heidelberg, Winter, 1826. Olms-Weidmann, Hildesheim-Zürich-New York, 1997. S. 6 (Fußnote).

²⁶³ Baloglou, Christos: a.a.O., S. 79.

Joseph Lang

Biographisches

Joseph Lang kann als der unbekannteste der hier behandelten Autoren bezeichnet werden. Seine Vita hat Götz Uebe in mühevollster Kleinarbeit und jahrelangen Recherchen in Deutschland und Russland rekonstruiert und diese in seiner Einleitung zur Neuauflage von Langs wohl wichtigstem Buch, den „Grundlinien der politischen Arithmetik“²⁶⁴, dargestellt. Sein genaues Geburtsdatum konnte nicht belegt werden, Götz Uebe führt sowohl den 30. Januar 1775 als auch den 22. Februar 1776 als mögliche Geburtsdaten an. Es steht aber fest, dass Lang in Freiburg studiert hat. Nach seinem Abschluss an der Universität in Freiburg im Jahr 1795 wurde Lang als Amtsaktuar nach Waldkirch bei Freiburg berufen. Nach diesem ersten beruflichen Abschnitt als Jurist, schlug Lang eine wissenschaftliche Karriere ein, die ihn nach Charkow führte, wo er die Leiter vom wissenschaftlichen Mitarbeiter bis zum ordentlichen Professor rasch aufstieg. In der von Götz Uebe erstellten tabellarischen Auflistung des Lebenslaufes von Joseph Lang ist das Datum der Aufnahme in die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Charkow das einzige, das mit genauem Tag und Monat versehen ist. Am 11.4. 1803 also wurde Joseph Lang in die Abteilung „Philosophie und Mathematik“ der Akademie berufen, zwei Jahre nach deren Gründung. Ab dem Jahr 1806 war er dann Mitglied der Abteilung „Politische Ökonomie“. Nach seiner Berufung zum außerordentlichen Professor im Jahr 1810, wurde er 1812 zum ordentlichen Professor im Fachbereich „Diplomatie und Politische Wissenschaften“. Was das Todesjahr angeht, kann Götz Uebe wieder nur Mutmaßungen anstellen. In das Jahr 1819 fällt das Ende der Berufstätigkeit Langs an der Universität Charkow, und ab 1820 scheint er nicht mehr als einer der Professoren der Akademie auf. Im Jahr 1837 immatrikulierte sein Sohn Joseph Lang jun. an der Universität Dorpat, dass sein Vater gestorben sei. Der Sohn selbst ist 1820 geboren.²⁶⁵

Politische Arithmetik

Joseph Lang hat mit seinem Werk eine Art Kreislauftheorie entwickelt, die Götz Uebe in seiner Einführung zwischen Quesnay und Marx einordnet. Auch wenn es in seiner Konzeption eine Vertiefung der Quesnayschen Theorie ist, wird Quesnay von Lang kein einziges Mal zitiert.²⁶⁶ Ob Lang die Arbeiten von Quesnay kannte und sie für nicht erwähnenswert befand oder ob sie ihm gar nicht bekannt waren, konnte nicht eindeutig beantwortet werden.²⁶⁷

²⁶⁴ Lang, Joseph: Grundlinien der politischen Arithmetik. 1811. Herausgegeben und eingeleitet von Götz Uebe im Verlag Peter Lang, Bern, 1988.

²⁶⁵ Vgl. Ebd., S. 22-23.

²⁶⁶ Dagegen finden sich explizite Hinweise auf den hier ebenfalls behandelten Johann Georg Büsch. Vgl. Uebe: a.a.O. S. 20.

²⁶⁷ Vgl. Ebd., S. 5-7.

Zu seinem eigenen Fach, der politischen Arithmetik, bemerkt Joseph Lang in der Einleitung, dass diese sich dadurch von der „National-Oekonomie“ unterscheidet, „dass erstere nur die Quantität der Gegenstände betrachtet, letztere aber auch auf solche Gegenstände Rücksicht nimmt, und ihren Einfluss auf den National-Wohlstand betrachtet, die nicht als Quantitäten angesehen werden können, und darum auch keiner quantitativen oder mathematischen Bestimmung fähig sind“²⁶⁸. Sobald aber ein Gegenstand eine mathematische Behandlung zulässt, ist er damit auch Gegenstand der politischen Arithmetik.

Die drei Klassen und deren „Balancen“

Als den wichtigsten Gegenstand bezeichnet Lang die Bevölkerung, die er in drei Klassen einteilt²⁶⁹:

1. Die Klasse der Produzenten
2. Die industriöse Klasse
3. Die Klasse der Dienstthuer

Die ersten beiden Klassen bringen „alle Mittel zur Befriedigung der unmittelbaren Bedürfnisse“ hervor, während die dritte Klasse der „Dienstthuer“ nur „zur Befriedigung mittelbarer Bedürfnisse Anderer beytragen“²⁷⁰. Diese drei Klassen stehen aber zueinander in einem bestimmten Verhältnis. Die Produzentenklasse tritt während eines Jahres eine gewisse Menge an Nahrungsmitteln und anderen landwirtschaftlichen Erzeugnissen an die anderen beiden Klassen ab, Lang nennt dies die „Landbaubalanz“²⁷¹. Die „Manufakturbalanz“ ist das entsprechende Äquivalent der zweiten, der „industriösen“ Klasse, und die „Dienstbalanz“ bezeichnet die Summe der Dienste, die die „Dienstthuer“²⁷² während einer Periode für Lohn verrichten. Diese drei „Balancen“ nennt Lang auch „Realbalancen“²⁷³, weil sie die Mittel enthalten, die den jeweiligen Klassen zur unmittelbaren Bedürfnisbefriedigung dienen. Im Allgemeinen werden diese Objekte aber nicht direkt miteinander getauscht, sondern der Tausch wird durch Geld vermittelt. Die Summe des Geldes, das eine Klasse innerhalb eines Jahres für ihre „Realbalanz“ von den beiden anderen Klassen empfängt bzw. an die beiden anderen Klassen bezahlt, nennt Lang die „empfangene“ bzw. „gegebene Geldbalanz“²⁷⁴. Der Preis entsteht als in Geld ausgedrückter Tauschwert, damit sind die gegebene und empfangene „Geldbalanz“ auch die Summe der Preise all jener Gegenstände, „die eine Klasse während eines Jahres an die beyden abtritt“ bzw. „von den beyden andern empfieng“²⁷⁵.

²⁶⁸ Lang, Joseph: a.a.O., S. 1.

²⁶⁹ Ebd., S. 3.

²⁷⁰ Ebd., S. 4.

²⁷¹ Ebd., S. 8.

²⁷² Ebd., S. 8-9.

²⁷³ Ebd., S. 9.

²⁷⁴ Ebd., S. 9-10.

²⁷⁵ Ebd., S. 10.

Nach der Einführung der wichtigsten Begriffe trifft Joseph Lang einige Annahmen, die für die Weiterführung seines Modells notwendig sind:

- i. Die zwischen den drei Klassen zirkulierende Geldmenge wird während eines bestimmten Zeitraumes weder vermehrt noch vermindert, sie ist also gegeben.
- ii. Die Bevölkerung der Nation und die Anzahl der Individuen in jeder Klasse bleibt dieselbe.
- iii. Die Geldpreise verändern sich innerhalb des Zeitrahmens nicht, d.h. der ökonomische „Zustand“ der Nation bleibt konstant.
- iv. Die Quantität des zwischen den drei Klassen zirkulierenden Geldes *„ist eine bestimmte; sie wird nicht vermindert: darum zieht keine Klasse Geld aus der Zirkulation, sondern sie giebt alles Geld, das sie von den beyden andern Klassen empfangen hat, wieder in die Zirkulation, d.h. an die beyden andern Klassen zurück“*²⁷⁶.
- v. Ebenso kann die Masse des zirkulierenden Geldes auch nicht vermehrt werden, d.h. jede Klasse erhält das Geld nur von den anderen beiden und umgekehrt können das ausgegebene Geld ebenfalls nur die beiden anderen Klassen erhalten.

Unter diesen Voraussetzungen kann keine Klasse mehr Geld ausgeben, als sie vorher empfangen hat. Das führt Lang zur Formulierung folgenden Gesetzes:

*„Die gegebene Geldbalanz einer jeden Klasse ist der empfangenen Geldbalanz dieser Klasse gleich.“*²⁷⁷

Das nächste Gesetz folgt aus der Tatsache, dass der Preis nichts anderes ist als der in Geld ausgedrückte Tauschwert der Dinge und dass die „Geldbalanzen“ damit Preissummen transportieren.

*„Die Realbalanz einer jeden Klasse ist der empfangenen Geldbalanz dieser Klasse gleich.“*²⁷⁸

Im nächsten Schritt führt Lang die Notation ein, die für seine späteren Berechnungen wichtig ist.

I. Produzenten

Sie geben an die „industriöse“ Klasse eine bestimmte Menge an Nahrungsmitteln ab und die Summe der Preise dieser Gegenstände und damit die Summe des Geldes, das die Produzenten von der „industriösen“ Klasse empfangen, nennt Lang

a

Die „Dienstthuer“ erhalten auch Nahrungsmittel und die Produzenten bekommen von ihnen dafür

b

Damit ist der „Geldwerth der Landbaubalanzen oder die empfangene Geldbalanz der Produzenten“²⁷⁹:

$X=a+b$

²⁷⁶ Lang: a.a.O., S. 11.

²⁷⁷ Ebd., S. 11.

²⁷⁸ Ebd., S. 12.

II. Industriöse Klasse	
Sie gibt eine gewisse Menge an Fabrikaten ab und erhält dafür von den Produzenten	c
Von den „Diensthuer“ erhält die „industriöse“ Klasse für ihre Fabrikate	d
„Somit ist der Geldwerth der Manufakturbalanz, oder die empfangene Geldbalanz der industriösen Klasse“ ²⁸⁰	Y=c+d
III. Diensthuer	
Sie leisten den Produzenten Dienste, für diese erhalten sie von den Produzenten	e
Auch für die „industriöse“ Klasse leisten sie Dienste und bekommen dafür von der zweiten Klasse	f
Der Geldwert der „Dienstbalanz“ bzw. deren „empfangene Geldbalanz“ ist	Z=e+f

Äquivalent nennt Lang die Teile der „Realbalanzen“, die die jeweiligen Klassen in Diensten, Fabrikaten oder Nahrungsmittel empfangen „gegebene Geldbalanz“. Damit ist die „gegebene Geldbalanz“ der Produzenten oder der Geldwert des Teiles der „Realbalanz“, den die Produzenten von den anderen beiden Klassen empfangen:

$$X' = c + e$$

Die „gegebene Geldbalanz“ der „industriösen“ Klasse ist somit:

$$Y' = a + f$$

Und jene der „Diensthuer“:

$$Z' = b + d$$

Da für die jede Klasse gilt, dass die „gegebene Geldbalanz“ der „empfangenen Geldbalanz“ gleich sein muss, gilt auch:

1. $X = X'$ oder $a + b = c + e$

„Die Landbaubalanz ist gleich einem Theile der Manufakturbalanz und einem Theile der Dienst-Balanz.“²⁸¹

2. $Y = Y'$ oder $c + d = a + f$

„Die Manufakturbalanz ist gleich einem Theile der Landbau- und dem andern Theile der Dienst-Balanz.“²⁸²

3. $Z = Z'$ oder $e + f = b + d$

„Die Dienstbalanz ist gleich dem andern Theile der Landbau- und dem andern Theile Manufaktur-Balanz.“²⁸³

²⁷⁹ Lang: a.a.O., S. 13.

²⁸⁰ Ebd., S. 13.

²⁸¹ Ebd., S. 15.

²⁸² Ebd., S. 15.

²⁸³ Ebd., S. 16

In einer Matrix zusammengefasst, ergeben all diese Ströme folgendes Bild²⁸⁴:

Gegeben	Empfangen			Summe
	I	II	III	
I	-	c	e	$c + e = X'$
II	a	-	f	$a + f = Y'$
III	b	d	-	$b + d = Z'$
Summe	$a + b = X$	$c + d = Y$	$e + f = Z$	

Nach Einführung der Notation widmet sich Lang im ersten Kapitel²⁸⁵ der Berechnung der „*Real- und Geldbalancen*“ in Werteinheiten und der Formulierung allgemeiner Formeln für diese „*Balancen*“.

Real- und Geldbalancen

Bevor die „*empfangenen Geldbalancen*“ der drei Klassen berechnet werden, führt Lang noch folgende Größen ein:

Die ganze Volksmenge einer Nation sey $= A$

Die Anzahl aller Produzenten $= V$

Die Anzahl aller Individuen der industriösen Klasse sey $= X$

Die Anzahl aller Individuen, die zur Klasse der Dienstthuer gehören, sey $= Y$

Daher ist $A = V + X + Y$

Landbaubalanzen

Diese „*empfangene Geldbalanz der Produzenten in Werteinheiten*“²⁸⁶ setzt sich zusammen aus

1. den Nahrungsmitteln, die die „*industriöse*“ Klasse verbraucht
 $= X$
2. den Rohstoffen, die der „*industriöse*“ Klasse zur Weiterverarbeitung verkauft werden
 $= mX$
3. und den Nahrungsmitteln für die „*Dienstthuer*“, die im Durchschnitt ein größeren Quantum verbrauchen als die Individuen der „*industriösen*“ Klasse
 $= fY$ (wobei $f > 1$)

Damit ist der „*Werth der Landbaubalanzen*“ oder die „*empfangene Geldbalanz der Produzenten in Werteinheiten*“²⁸⁷: $B = X + mX + fY$

²⁸⁴ Vgl. Baloglou, Christos: a.a.O., S. 49 und Theocharis, Reghinos D.: Early Developments in Mathematical Economics. London, Macmillan & Co, 1961. S. 106.

²⁸⁵ Das erste Kapitel heißt „Von den Real- und Geldbalancen“ (S. 54-64), das zweite „Von den Totalproducten und dem reinen Einkommen der drey Klassen“ (S. 65-71), das dritte Kapitel handelt „Vom Totalproducte der Nation, und ihrem reinen Einkommen“ (S. 72-83), das vierte „Vom mittleren reinen Einkommen eines Individuums der Nation, und der Individuen einer jeden Klasse“ (S.84-108) und das fünfte schließlich „Vom Gelde, und der Geld.Zirkulation (S. 109-126). Im sechsten und letzten Kapitel kommt es dann zur Anwendung der algebraischen Formeln der politischen Arithmetik.

²⁸⁶ Lang: a.a.O., S. 55.

²⁸⁷ Ebd., S. 56.

Die „gegebene Geldbalanz“ muss der empfangenen gleich sein und setzt sich zusammen aus

1. den Beträgen, die die „Diensthuer“ für Grundrente, Abgaben und Kapitalzinsen bekommen
= gB (wobei $g < 1$)
2. und der Bezahlung der Fertigprodukte der zweiten Klasse
= $(1 - g)B$

Daraus folgt:

$$B' = gB + (1 - g)B = B$$

$$B' = X + mX + fY$$

Dienstbalanz

Die „empfangene Geldbalanz“ der dritten Klasse besteht aus

1. einem Teil der „gegebenen Geldbalanz der Produzenten“
= gB
2. dem Anteil der „industriösen“ Klasse, wobei das Verhältnis dieses Anteils zur „Landbaubalanz“ mit h ausgedrückt wird
= hB

Somit beträgt der Wert der „Dienstbalanz“ oder die „empfangene Geldbalanz der Diensthuer“²⁸⁸:

$$D = gB + hB = (g + h) B = (g + h) (X + mX + fY)$$

Alternativ dazu kann man den Anteil der „industriösen“ Klasse auch nur auf jenen Teil der „Landbaubalanz“ beziehen, den sie tatsächlich empfängt. Damit wäre der Wert dieser Einnahme

$$= e (X + mX)$$

Und der Wert der „Dienstbalanz“:

$$D = gB + e (X + mX) = g (X + mX + fY) + e (X + mX)$$

Die „gegebene Geldbalanz“²⁸⁹ teilt sich in

1. Bezahlung für Nahrungsmittel
= fY
2. Bezahlung für Fabrikate
= $D - fY$

Es zeigt sich wieder, dass gegebene und empfangene „Geldbalanz“ gleich sind:

$$D' = fY + D - fY = D$$

²⁸⁸ Lang: a.a.O., S. 58.

²⁸⁹ Ebd., S. 60.

Auch in diesem Fall kann man den Wert der Fabrikate für die Klasse der Dienstleister auf die „Landbaubalanz“ beziehen, dieses Verhältnis bezeichnet Lang mit k^{290} . Damit wäre der Wert der Fabrikate für die Dienstleister

$$= kB$$

Und die „gegebene Geldbalanz“:

$$D' = fY + kB = fY + k(X + mX + fY)$$

Manufakturbalanz

Die „empfangene Geldbalanz“ des industriellen Sektors setzt sich zusammen aus

1. dem Wert der Fabrikate für die „Produzenten“
= $(1 - g) B$
2. dem Wert der Fabrikate für die „Dienstthuer“
= kB

Die Addition dieser beiden Posten ergibt die „Manufakturbalanz“ oder „empfangene Geldbalanz“²⁹¹ des industriellen Sektors:

$$C = (1 - g)B + kB = (1 + k - g)(X + mX + fY)$$

Die „gegebene Geldbalanz“ besteht aus

1. der Geldsumme, die für Nahrung ausgegeben wird
= $X + mX$
2. Abgaben an den Dienstleistungssektor
= $e(X + mX)$

Die Addition ergibt die „gegebene Geldbalanz“ des industriellen Sektors:

$$C' = X + mX + e(X + mX)$$

$$C' = (1 + e)(1 + m)X$$

Die Ströme zwischen den Klassen kann man in einer Tabelle zusammenfassen²⁹²:

Gegeben	Empfangen			Summe
	I	II	III	
I	-	$(1 - g)B$	gB	$B' = B$
II	$X + mX$	-	$e(X + mX)$	$C' = (1+e)(1+m)X$
III	fY	kB	-	$D' = fY + kB$
Summe	$B = X+mX+fY$	$C = (1-g)B+kB$	$D = gB+e(X+mX)$	

²⁹⁰ Ebd., S. 61.

²⁹¹ Lang: a.a.O., S. 61.

²⁹² Vgl. Baloglou: a.a.O., S. 52; Theocharis: a.a.O., S. 107 und Homberg: a.a.O., S. 42.

Geld und Geldzirkulation

Nach Berechnung aller „*Real- und Geldbalanzen*“ soll nun Langs Geldtheorie behandelt werden, die er im fünften Kapiteles eines Buches ausführt. Geld ist für Joseph Lang kein Gegenstand, der irgendein menschliches Bedürfnis befriedigen kann, es ist lediglich das Mittel, um die Gegenstände zu erhalten, die man braucht. Damit das Geld als Geld funktionieren kann, müssen allerdings einige Voraussetzungen erfüllt sein:

- 1) Jeder muss das Geld als solches anerkennen, jeder muss darin das Mittel sehen, was zur Anschaffung von Gütern notwendig ist.
- 2) Das Geld darf nicht wie andere Bedarfsgüter „*verwendet, gebraucht, oder gar verbraucht*“²⁹³ werden, sonst hört es auf, Geld zu sein.
- 3) Es müssen bereits „*mannichfaltige Gegenstände*“²⁹⁴ vorhanden sein, die zum Ge- und vor allem Verbrauch bestimmt sind.
- 4) Diese Gegenstände müssen aber im Besitz Anderer sein, denn würde sie die Person, die Geld zur Disposition hat, schon selbst besitzen, wäre das Geld ja unnütz.

Zur Vervollständigung der Modellannahmen, für Lang auch an, dass das Geld nur für Gegenstände verwendet werden kann, von denen in der Politischen Arithmetik die Rede ist, nur diese Gegenstände können als „*reell*“ betrachtet werden und damit realen Wert transportieren. Damit kann nun die Summe des zirkulierenden Geldes der Masse von Gegenständen entgegengestellt werden, „*die durch die Geldzirkulation während eines Jahres unter die Individuen der Nation vertheilt wird*“²⁹⁵. Diese Masse von Gegenständen setzt sich aus der Summe der Gegenstände zusammen, die sowohl zwischen als auch innerhalb der Klassen zirkuliert. Die inter-sektorale Zirkulation berechnet sich folgendermaßen:

1. *Die Producte, welche in der Landbaubalanz = B enthalten sind, kommen mittels der Geldzirkulation an die industriöse Klasse und die Dienstthuer. Damit diese beyden Klassen die in der Landbaubalanz enthaltenen Produkte erhalten, ist eine Summe Geldes erforderlich, die von der industriösen Klasse und den Dienstthuern an die Produzenten kömmt.*²⁹⁶
2. *Die Produzenten empfangen von der industriösen Klasse einen Theil der Manufakturbalanz, und von den Dienstthuern einen Theil der Dienstbalanz. Die Produzenten können den beyden andern Klassen keine größere Summe Geldes*

²⁹³ Lang: a.a.O., S. 109.

²⁹⁴ Ebd., S. 110.

²⁹⁵ Ebd., S. 113.

²⁹⁶ Ebd., S. 113.

bezahlen, als sie von ihnen für die Landbaubalanz erhielten, und sie bezahlen auch keine kleinere, weil die gegebene Geldbalanz einer jeden Klasse ihrer empfangenen Geldbalanz gleich ist. Mit der nämlichen Summe, welche die Produzenten für die Landbaubalanz erhielten, bezahlen sie also auch ihren Anteil an der Manufakturbalanz an die industriöse Klasse, und die Grundrente, Abgaben und Kapitalzinsen an die Dienstthuer. Diese Theile der Manufactur- und Dienst-Balanzen sind gleich der Landbaubalanzen = B.²⁹⁷

3. Wenn die industriöse Klasse keine Abgaben und Kapitalzinsen entrichtet, so kaufen die Dienstthuer mittels jenes Geldes, das sie von den Produzenten erhalten, von diesen Nahrungsmittel und andere Naturproducte, und von der industriösen Klasse Fabrikate. Mithin kömmt ein Theil des Geldes, das die Dienstthuer von den Produzenten empfangen an die industriöse Klasse und durch den Uebergang dieses Geldes erhalten die Dienstthuer ihren Theil an der Manufakturbalanz ist. Der vergleichene dieses Theiles der Manufakturbalanz ist = kB.²⁹⁸

In dem Fall, dass die zweite, die „industriöse“ Klasse keine Abgaben und Zinsen an die dritte, die Klasse der „Dienstthuer“ entrichtet, beträgt der Wert der Gegenstände, der durch die zirkulierende Geldsumme zwischen allen drei Klassen verteilt wird: $2B + kB = (2 + k)B$

Die intra-sektorale Zirkulation setzt sich zusammen aus

1. dem Wert der Fabrikate, die innerhalb des industriellen Sektors verbraucht werden
= μN
2. dem Wert der Nahrungsmittel die unter den Produzenten verteilt wird
= πB

Der Dienstleistungssektor bringt keine Produkte hervor, deswegen trägt er auch nichts zur intra-sektoralen Zirkulation bei.

Damit ist im ersten Fall, wenn die „industriöse Klasse“ Abgaben an die „Dienstthuer“ im Wert von $e(X+mX) = H$ entrichtet, der „in Wertheinheiten berechnete Werth aller Gegenstände, die mittels der Geldzirkulation während eines Jahres unter alle Individuen der Nation vertheilt werden“²⁹⁹:

$$P = (2 + k + \pi) B + H + \mu N$$

Wenn die zweite Klasse keine Abgaben bezahlt, beträgt der Wert der Gegenstände:

$$P = (2 + k + \pi) B + \mu N$$

²⁹⁷ Lang: a.a.O., S. 113-114.

²⁹⁸ Ebd., S. 114.

²⁹⁹ Ebd., S. 117.

Die Summe des zirkulierenden Geldes nennt Lang Z und meint, dass nicht eindeutig feststellbar ist, „ob diese Summe Geldes dem in Geldeinheiten berechneten Werthe aller Gegenstände“³⁰⁰ gleich ist oder ob sie größer oder kleiner ist. Daher ist:

$$yZ = [(2 + k + \pi) B + H + \mu N] x = Px$$

In dieser Gleichung ist y „nicht die mittlere Zirkulationsgeschwindigkeit“³⁰¹, aber y steht mit dieser in einem direkt proportionalen Verhältnis. Aus dieser Grundgleichung folgert Lang:

$$Z = \frac{Px}{y}$$

Daraus ergibt sich, dass die zirkulierende Geldsumme umso größer ist

1. „je größer der in Wertheinheiten berechnete Werth der Gegenstände, die mittels Geldzirkulation vertheilt werden,
2. je größer der Geldpreis einer Wertheinheit ist“³⁰²,
3. je kleiner die Umlaufgeschwindigkeit.

$$x = \frac{yZ}{P}$$

Der Geldpreis ist umso größer,

1. je größer die Summe des zirkulierenden Geldes
2. je größer die Zirkulationsgeschwindigkeit
3. je kleiner P.

$$y = \frac{Px}{Z}$$

Die mittlere Zirkulationsgeschwindigkeit ist umso größer,

1. „je größer der verglichene Werth der durch die Zirkulation zu vertheilenden Gegenstände“³⁰³,
2. je größer der Geldpreis der Wertheinheit
3. je kleiner die zirkulierende Geldsumme ist.

Unklar bleibt nur die genaue Definition von y, von der er ja sagt, dass sie nicht die mittlere Zirkulationsgeschwindigkeit darstellt, aber bei Interpretation der hier angeführten dritten Gleichung bezeichnet Lang y als „mittlere Zirkulationsgeschwindigkeit“³⁰⁴.

³⁰⁰ Lang: a.a.O., S. 117.

³⁰¹ Ebd., S. 117.

³⁰² Ebd., S. 118.

³⁰³ Ebd., S. 119.

³⁰⁴ Ebd.

Rezeption Langs

Das Buch Langs hat so gut wie gar keine Beachtung gefunden, erst in den Arbeiten von Homberg, Theocharis und Baloglou – die allesamt aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts datieren – wurde Langs Beitrag ausführlicher behandelt. Auch Götz Uebes „Überraschung bei Entdeckung des Buches“³⁰⁵ war groß, die von ihm zusammengestellte Liste von Literatur zur Wirkung Langs in den Wirtschaftswissenschaften umfasst inklusive der drei bereits genannten Autoren lediglich neun Titel. Als einen Grund für die fehlende Nachwirkung Langs führt Uebe „Ort und Zeit der Veröffentlichung“³⁰⁶ an: „an einer neuen Universität am Rande des entwickelten Europas, in einer katastrophalen Umbruchszeit in ganz Europa“³⁰⁷.

Eine Rezension des Langschen Buches, die an dieser Stelle zitiert werden soll, ist im Jahr 1949 im „Journal of Political Economy“ erschienen und wurde von Ross M. Robertson verfasst. In seinem Artikel über „Mathematical Economics before Cournot“ schreibt er über den „obscure German“ Joseph Lang:

„ [He] used nonanalytic functions in a study of aggregate quantities, employing a single letter, instead of the modern notation, to represent a varying portion of a particular quantity. The treatment of economic aggregates by the German, Joseph Lang, suggests the usefulness of mathematics for this type of analysis. He insisted, however, upon dividing the population of an economy into three classes – the agricultural, the manufacturing, and the official (service) – an illogical classification which led to an artificial separation of what we should today consider important totals. When he came finally to make his summations, however, he arrived at expressions which evidenced a preoccupation with the same quantities that were to be considered significant well over a century later. It may be added that he was the first of the writers here studied to evolve a formula which contains all the elements, including the concept of velocity of circulation, of the “equation of exchange”.³⁰⁸

³⁰⁵ Götz Uebe in der Einleitung zur Neuauflage von Langs Buch zur politischen Arithmetik, erschienen im Verlag Peter Lang, Bern 1988. S. 25.

³⁰⁶ Ebd., S. 26.

³⁰⁷ Ebd., S. 26.

³⁰⁸ Robertson, Ross M.: Mathematical Economics before Cournot. In: The Journal of Political Economy. Vol. 57, No. 6, 1949. S. 533-534.

Dass Robertson die Aufteilung der Bevölkerung in drei Klassen kritisiert, führt Götz Uebe auf dessen „Unkenntnis der deutschen Sprache“ zurück, da diese Aufteilung im Wesentlichen der von Quesnay entspricht. Von Deutschen wurde Lang zu seiner Zeit kaum rezipiert. In Roschers „Geschichte der Nationalökonomik“ findet sich gar kein Eintrag über ihn, aber in Raus Lehrbuch findet sich in einer Fußnote³⁰⁹ immerhin ein Hinweis auf den Gebrauch algebraischer Formeln durch Lang. Es kann vermutet werden, dass Rau auch von Lang beeinflusst wurde, denn in seiner umfangreichen Bibliothek wurde ein Exemplar von Langs „Grundlinien der Politischen Arithmetik“ gefunden.³¹⁰

³⁰⁹ Rau, Karl Heinrich: Lehrbuch der politischen Oekonomie. Band I: Die Volkswirtschaftslehre. Nachdr. der Ausg. Heidelberg, Winter, 1826. Olms-Weidmann, Hildesheim-Zürich-New York, 1997. S. 6.

³¹⁰ Vgl. Homberg: a.a.O., S. 54.

Karl Heinrich Rau

Biographisches

Karl Heinrich Rau wurde am 29. November 1792 als Sohn eines Theologieprofessors geboren. Rau genoss seine Schulbildung in einem Kreis von Professorenkindern, bereits mit 16 Jahren begann er mit dem Studium an der Universität seiner Heimatstadt Erlangen. Seine Lehrer dort, Harl und Lips bezeichnet er als „ungenügend, jenen einen stumpfen, diesen einen abenteuerlichen, flüchtigen Kopf“³¹¹, während ihn mit Graf Soden, der ein Freund der Familie war, mehr verband. Dennoch fällt Raus Urteil über ihn nicht unkritisch aus: „Vieles mit ihm besprochen, voll Geist und sehr vielseitig, aber an Logik und Systematik mangelhaft.“³¹²

Nach vier Jahren Studium und dem Abschluss seiner Doktorarbeit bekam Rau in einem Alter von knapp 20 Jahren die *venia legendi* der Universität Erlangen verliehen. Dort begann auch seine Dozentenlaufbahn, ab 1816 war er als außerordentlicher und ab 1818 als ordentlicher Professor für Kameralwissenschaften tätig. Die niedrigen Einkünfte zwangen ihn aber dazu, zusätzlich eine Lehrerstelle am Gymnasium anzunehmen und als Übersetzer fremdsprachiger Werke ins Deutsche tätig zu werden. Im Jahr 1822 folgt er dann dem Ruf nach Heidelberg, wo er fast 50 Jahre, bis zu seinem Tod im Jahre 1870, lehrte.³¹³ Neben seiner wissenschaftlichen Beschäftigung ging Rau diversen anderen Tätigkeiten in Verwaltung, Kirche und Politik nach, er unternahm auch gerne ausgedehnte Reisen.

Grundsätze der Volkswirtschaftslehre

Das Geld

Als Geld definiert Rau das „*allgemeine Umlaufmittel, welches im Güterverkehre alle anderen Güter vertritt (repräsentirt)*“³¹⁴. Es wurde mit wachsendem Handels notwendig als „*Hilfsmittel des Verkehres*“,

³¹¹ Roscher, Wilhelm: a.a.O., S. 847.

³¹² Ebd., S. 847.

³¹³ Eine ausführliche Biographie bietet auch die Dissertation von Gabriele Haupt auf der Universität Heidelberg aus dem Jahr 2004. Sie geht mit ihrer Dissertation zur Sozialgeschichte der Professorenschaft im 19. Jahrhundert der Frage nach, ob Karl Heinrich Rau als der „typische“ Professor des 19. Jahrhunderts bezeichnet werden kann.

Haupt, Gabriele: Karl Heinrich Rau. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte der Professorenschaft im 19. Jahrhundert. Dissertation, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, 2004.

³¹⁴ Rau, Karl Heinrich: Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. In: Lehrbuch der politischen Oekonomie. Erster Band: Volkswirtschaftslehre, Zweite Abtheilung. Achte vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig und Heidelberg, C.F. Winter'sche Verlagshandlung, 1869. S. 4.

In der ersten Auflage seines Lehrbuches findet sich diese Stelle auf S. 195. Der Nachdruck der ersten Auflage aus dem Jahr 1826 wurde herausgegeben und eingeleitet von Bertram Schefold und ist bei Olms-Weidmann im Jahr 1997 erschienen. In der Einleitung finden sich eine ausführliche Biographie Raus, kompakte Inhaltsangaben der drei Bände des Lehrbuchs sowie eine kurze Bewertung. Im Anhang haben die Herausgeber zusätzlich die grafische Darstellung von Angebots- und Nachfragekurven angefügt (da Rau diese erst in der vierten Auflage verwendet hat), sowie einen handschriftlichen Brief Raus an Adolph Quetelet, weiters die Rezension von Raus „Grundsätzen der Volkswirtschaftslehre“ in der „Allgemeinen Literaturzeitung“ Nr. 159 (Juli 1827) und ein chronologisches Verzeichnis der Schriften Raus.

denn ohne Geld „würde der Umlauf sehr beschwerlich und langsam sein, weil dann nur diejenigen Menschen einen Tausch oder einen anderen Vertrag über Güterleistungen miteinander schließen könnten, deren Anerbietungen und Begehre sich gerade gegenseitig entsprächen, so daß jeder von beiden eben das Gut anböte, was der andere sucht“³¹⁵. Das Geld hat auch eine zivilisatorische Komponente, denn „der Umlauf wird durch die Einführung des Geldes überaus erleichtert, erst mit dieser beginnt daher ein reger Verkehr, und nur rohe Völker, ohne Arbeitsteilung und Kunstfleiß, können ohne Geld bestehen“³¹⁶.

Bei Rau findet sich auch die etymologische Analyse des Begriffes „Geld“ wieder, wie sie auch schon andere, auch die hier behandelten, Autoren angeführt haben: „Keine andere Sprache hat einen das Wesen der Sache so gut andeutenden Ausdruck als die deutsche. Gelten bezeichnet das Gleichachten, Gleichsetzen zweier Gegenstände, auch unkörperlicher, Gelt die Vergütung, den Gegenwerth, Belohnung, Vergeltung.“³¹⁷

Zur Illustration seines Argumentes, dass Geld die Tauschgeschäfte vereinfacht, führt Rau eine Rechnung vor³¹⁸, die auch Claus Kröncke zum Vergleichen „für n Sachen“³¹⁹ verwendet hat:

$$\frac{n(n-1)}{2}$$

Im Fall von $n = 50$, also 50 zu tauschenden Gegenständen, wären es 1225 „verschiedene Verbindungen von je zwei Dingen“³²⁰. Die Notwendigkeit, Geld zu verwenden, ist für Rau damit bewiesen. In einem nächsten Schritt erörtert er die Faktoren, die den Geldbedarf eines Landes bestimmen. Dieser Bedarf wird bestimmt von:

1. „dem jedesmaligen Preise des zum Gelde gebrauchten Gutes, also namentlich der Münzmetalle sammt den Prägekosten, gegen andere Dinge“³²¹,
2. Der Menge der produzierten Güter und Dienstleistungen abzüglich jener Geschäfte, die ohne Geld vollzogen werden, aber mit Berücksichtigung des mehrmaligen Umlaufs eines Gutes,
3. von der Umlaufgeschwindigkeit.

Diese Umlaufgeschwindigkeit ist aber „schwer zu ermitteln, zumal da sie bei den verschiedenen Geldsorten eines Landes nicht dieselbe sein kann“³²².

³¹⁵ 8. Auflage, S. 4. 1. Auflage, S. 195.

³¹⁶ 8. Auflage, S. 5.

³¹⁷ Ebd., S. 5.

³¹⁸ Ebd., S. 9.

³¹⁹ Kröncke, Claus: a.a.O., S. 129. Siehe dazu auch das Kapitel über Kröncke in dieser Arbeit (S. 53-61).

³²⁰ Rau: a.a.O., S. 9.

³²¹ Ebd., S. 15.

³²² Ebd., S. 15.

Die Geschwindigkeit des Umlaufs hängt mit der Geschwindigkeit des Umlaufs von Waren und Dienstleistungen zusammen.

„Beide sind am größten

- a) wo die Menschen am dichtesten beisammen wohnen,*
- b) wo die Production jedes Gutes in der kürzesten Zeit geschieht und am ausgedehntesten ist,*
- c) wo die größte Manchfaltigkeit der hervorgebrachten Güter, der Dienste und der anderen Leistungen besteht.“³²³*

Das führt Rau zur Formulierung seiner Verkehrsgleichung:

„Wenn man die Durchschnittszahl von Umläufen eines Geldstückes während eines Jahres wüßte, und dieselbe mit der umlaufenden Geldmenge multiplicirte, so würde das sich ergebende Product genau die, durch Geld vergütete und in Circulation gesetzte Menge von Waaren und Leistungen, nach den Preisen angeschlagen, anzeigen.“³²⁴

Ab der vierten Auflage aus dem Jahr 1841 formuliert Rau diesen Zusammenhang auch algebraisch:

„Es sei g die umlaufende Geldmenge eines Landes, u die mittlere Umlaufszahl, so ist $u \cdot g$ der Betrag der jährlichen Geldgeschäfte. Ist ferner w die umgesetzte Menge von Gütern und Dienstleistungen, in Einheiten eines gewissen Gutes, z.B. Getreide, ausgedrückt, p der Geldpreis dieser Einheit, also etwa eines Centners Getreide, so ist $u \cdot g = w \cdot p$, also

$$p = \frac{u \cdot g}{w}$$

woraus man sieht, wie bei einerlei Größe von w und u der Preis sich in dem nämlichen Verhältniß ändert wie g .“

Zwischen der ersten (1826) und der vierten Auflage des Lehrbuchs (1841) erscheinen die Untersuchungen von Peter Kaufmann, der sich offenbar für seine eigene mathematische Formulierung der Verkehrsgleichung Anregungen bei Rau geholt hat, dem er auch seine Arbeit gewidmet hat. Diese Gleichung von Kaufmann scheint wiederum Rau dazu veranlasst haben, seine eigene mathematische Formulierung einzufügen.

³²³ 1. Auflage, S. 203.

³²⁴ Ebd., S. 202.

Rezeption Raus

Karl Heinrich Rau ist der mit Abstand bekannteste der hier behandelten Autoren, es gibt eine Reihe ausführlicher Sekundärliteratur über ihn und sein Schaffen. Deswegen sollen hier nur exemplarisch die Urteile von drei weiteren Größen der deutschsprachigen Wirtschaftswissenschaft wiedergegeben werden: die von Roscher, Schmoller und Schumpeter.

Roscher behandelt Rau in dem Kapitel, das er „Höchste Ausbildung der Smith’schen Lehre in Deutschland“³²⁵ nennt. Seinen ehemaligen Lehrer Rau bedenkt er mit sehr respektvollen Worten, Roscher meint, seine Stärke beruhe vor allem auf der „enzyklopädischen und praktischen Zusammenfassung aller bisher in Deutschland vorhandenen volkswirtschaftlichen Einsicht“³²⁶. Aus einem, wie Roscher schreibt, „durch würdigste Objectivität ausgezeichneten Briefe vom 28. April 1869, den Rau dem Verf. auf dessen Bitte zur Selbstcharakteristik seines wissenschaftlichen Entwicklungsganges schrieb“ geht hervor, dass er Adam Smith zwar „stets sehr hoch hielt“, dennoch „vermisste er die Bekanntschaft mit anderen Ländern, außer Frankreich, ferner staatswissenschaftliche Anhaltspunkte und durchgeführte Systematik“³²⁷. Die Dreiteilung der Thematik in Volkswirtschaftslehre, -politik und Finanzwissenschaft nennt Roscher zwar eine „halbe Rückkehr zu der Eintheilung der Wissenschaft, wie die älteren Cameralisten sie liebten“, aber er sieht darin keinen Rückschritt, da sich das – zum Teil – aus der Tatsache erklären lässt, „daß Rau überhaupt eine schöne, damals seltene Kenntniß der älteren deutschen Fachliteratur besaß“³²⁸. Abschließend schreibt Roscher über Raus methodologischen Zugang:

„Auf mathematische, bald algebraische, bald geometrische Darstellung volkswirtschaftlicher Sätze legte Rau, der schon als Gymnasiast, also vor seinem 16. Jahre, Universitätsvorlesungen über Mathematik und Physik gehört hatte, methodologisch großes Gewicht: obgleich er zugiebt, daß sie nichts Neues enthüllen, sondern bloß verdeutlichen und abkürzen kann. Erheblichen Gewinn für die Wissenschaft hat er allerdings nicht daraus gezogen. In der That ist gerade Schärfe des Gedankens und der Sprache nicht die starke Seite Rau’s, obschon es ihm nicht selten gelingt, überkommenen halbschiefen Ausdrücken der Wissenschaft einen bessern zu substituieren.“³²⁹

³²⁵ Roscher, Wilhelm: Geschichte der National-Oekonomie in Deutschland. Kapitel 32.

³²⁶ Ebd., S. 847.

³²⁷ Ebd.

³²⁸ Ebd., S. 848.

³²⁹ Ebd., S. 850.

Gustav Schmoller schreibt in seiner „Litteraturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften“³³⁰, einer Festschrift zum 50-jährigen Doktorjubiläum von Wilhelm Roscher, über Karl Heinrich Rau:

*„Die alte deutsche Kameralistik mit ihren großen technischen, verwaltungsrechtlichen und sonstigen Kenntnissen hatte sich von der Adam Smithschen eleganten Modetheorie nie ganz beseitigen lassen. Der alte steifleinene, aber breitunterrichtete, kluge und maßvolle Rau stellt die Ehe zwischen der Kameralistik und dem englischen national-ökonomischen Liberalismus dar.“*³³¹

Joseph A. Schumpeter hebt vor allem Raus Qualitäten als Lehrer hervor. Er schreibt in einer Fußnote seiner „Geschichte der ökonomischen Analyse“, dass Rau über einen „klaren Verstand“ verfügte, „über Gelehrsamkeit und Mittelmäßigkeit“³³². „Wenn jedoch“, so Schumpeter weiter, „zur Zusammenstellung eines erfolgreichen Lehrbuches noch andere Qualitäten erforderlich sind, so muß er diese ebenfalls besessen haben“³³³. Dass Raus Lehrbuch so oft neu aufgelegt wurde, führt Schumpeter lediglich auf die Tatsache zurück, dass es Adolf Wagner einer Überarbeitung für wert befunden hatte anstatt es einfach durch ein neues zu ersetzen. Aber „als Lehrer gebührt ihm ein Ehrenplatz in der Geschichte der Wirtschaftswissenschaft“, meint Schumpeter, auch wenn für sein Lehrbuch nur spricht „daß es eine saubere Anordnung von umfangreichen Tatsachenmaterial bringt – und daß es gerade dem entsprach, was ein zukünftiger Jurist oder Beamter aufzunehmen fähig und bereit war“³³⁴.

³³⁰ Schmoller, Gustav: Zur Litteraturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot, 1888.

³³¹ Ebd., S. 149.

³³² Schumpeter, Joseph A.: Geschichte der ökonomischen Analyse. Erster Teilband. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1965. S. 617.

³³³ Ebd.

³³⁴ Ebd., S. 618.

Peter Kaufmann

Biographisches

Peter Kaufmann wurde im Jahre 1804 in einer später preußischen Rheinprovinz geboren. Er dissertierte an der Universität Heidelberg mit einer Arbeit über Adam Smith, worin er die Ansicht vertrat, dass die vorrangige Aufgabe eines Staates in der Vermehrung der Geldmenge bestand, was weitgehend die Ansicht der alten Merkantilisten widerspiegelte. Er habilitierte sich für das Fach der Kameralwissenschaften und bekam eine Professur in Bonn, im Jahr 1832 wurde er dann zum „außerordentlichen Professor der Staatswissenschaft und Landwirtschaft befördert“³³⁵. Die Periode seiner Professur in Bonn wurde als Beginn „der Ausformung der Wirtschaftswissenschaft aus der Kameralistik und der Geschichtswissenschaft“³³⁶ bezeichnet. Weitere Stationen seines Lebens waren die Gründung des Landwirtschaftlichen Vereins für Rhein-Preußen, als deren Vorstand er von 1833 bis 1837 den „Niederrhein. Landwirtschaftlichen Anzeiger“ herausgab.³³⁷

Vertreter einer vierten Schule der Nationalökonomie

Kaufmann sah sich als Vertreter einer neuen vierten Schule der Nationalökonomie, während ihm Julius Kautz eine Neigung zur merkantilistischen Schule attestiert³³⁸, die er „das dynamische System der Staatswirtschaft“³³⁹ nennt und deren theoretisches Fundament er so umreißt:

„Da das Smith'sche oder sogenannte Industrie=System meist auf Sätzen beruht, welche von der Erfahrung theils nicht bekräftigt, theils widerlegt worden sind, so entwickelt sich gegenwärtig eine vierte Schule welche die Grundsätze A. Smith's, insofern sie den Charakter der Beobachtungen mehr als den politischer Maximen an sich tragen, berichtigt anerkennt. (...) Diese Schule stellt die staatswirthschaftliche Bedeutung des Geldes weniger hoch als die Schriftsteller des Merkantilsystems, räumt ihm dagegen einen Vorzug vor der Waare ein. Sie stützt ihre Lehrsätze auf Theorie und Erfahrung zu gleicher Zeit. Ihr Ziel ist höchste Production bei entsprechender Consumption durch die Entwicklung und Beschäftigung aller

³³⁵ Baloglou, Christos: a.a.O. S. 91.

³³⁶ Krelle, W. Zitiert in: Baloglou, Christos: a.a.O., S. 91.

³³⁷ Vgl. E. Leser, ADB. Zitiert in: Baloglou, Christos: a.a.O., S. 91.

³³⁸ Vgl. Kautz, Julius: a.a.O., S. 657.

³³⁹ Kaufmann, Peter: Propädeutik zur Kameralistik und Politik. Ein Handbuch der Encyklopädie, Methodologie und Litteratur der Kameral- und Staatswissenschaften. um Gebrauche für Verwaltungsbeamte, Kameralbeflissene und Juristen. Verlag von Habicht, Bonn, 1833. S. 235.

*volkswirtschaftlichen Kräfte mit Rücksicht auf eine die letzten Zwecke der Menschheit fördernde Höhe der Bevölkerung.*³⁴⁰

Diese Schule hat sich theoriegeschichtlich gesehen zwar nicht wirklich durchgesetzt, aber Peter Kaufmann hat mit seiner Arbeit großen Respekt geerntet. Roscher beispielsweise hielt Kaufmann für einen bedeutenden Wissenschaftler, „dessen erste Schriften von einer Kraft zeugen, die, wenn sie mehr wäre entwickelt worden und nachhaltig fortgearbeitet hätte, sein geringes Bekanntwerden unerklärlich machen würde“³⁴¹.

Peter Kaufmann verstarb in Bonn am 19. Februar 1872.

Untersuchungen im Gebiet der politischen Ökonomie

Sein bedeutendstes Werk ist „Untersuchungen im Gebiete der politischen Oekonomie, betreffend Adam Smith's und seiner Schule staatswirtschaftliche Grundsätze“³⁴², das 1829 erschienen ist. Wie bereits erwähnt, hat er dieses Buch unter anderem auch seinem Lehrer, „dem Herrn Dr. Rau – Großherzogl. Badischem Hofrathe und ordentl. Professor der Kamerlwissenschaften zu Heidelberg“ gewidmet. Weitere Schriften Kaufmanns sind: „Das dringendste Bedürfnis der Rheinprovinz“ (1836), „Über die Nothwendigkeit und die Mittel, dem außerordentlichen Nothstand der Winzer am Niederrhein zu begegnen“ (1836), „Die Staatspflege der Landwirthschaft in Preußen“ (1850), „Der strategische Fehler in der Führung der Eisenbahn von Berlin an den Rhein“ (1851).

Für Roscher ist Kaufmanns Grundgedanke in seinem Hauptwerk der, „jene Einseitigkeiten, Auslassungen, Uebertreibungen zu berichtigen, deren sich Ad. Smith und J.B. Say im Kampfe gegen das Mercantilsystem schuldig gemacht haben“³⁴³. Allerdings kritisiert Roscher, dass Kaufmann „bei dieser berechtigten Reaction selbst in so große Uebertreibungen verfallen ist!“³⁴⁴.

Argumentation gegen Smith

Gleich zu Beginn des Vorwortes stellt Peter Kaufmann seinen Anspruch an wissenschaftliche Methodologie dar, denn er bezeichnet es als „*befremdend*“, dass die politische Ökonomie als Wissenschaft, „*deren Grund und Boden Erfahrung*“ sein müsste, „*in ihren theoretischen Sätzen mit der Ausübung im Widerspruche*“³⁴⁵ steht, es sozusagen keine Einheit von Theorie und Praxis gibt.

³⁴⁰ Ebd., S. 234-235.

³⁴¹ Roscher: a.a.O., S. 993.

³⁴² „Von diesem Werk erschien nur die erste Abteilung (1829) und das erste Heft einer zweiten Abteilung (1830).“ Baloglou, Christos: a.a.O., S. 91.

³⁴³ Roscher, a.a.O., S. 993.

³⁴⁴ Ebd.

³⁴⁵ Kaufmann, Peter: Untersuchungen im Gebiete der politischen Oekonomie, betreffend Adam Smith's und seiner Schule staatswirtschaftliche Grundsätze. Bonn, bei Adolph Marcus, 1829. Vorwort.

Außerdem kritisiert er, dass „die Wissenschaft ist in ihren Hauptzügen bei Smith’s Lehren stehen geblieben“³⁴⁶ ist und dass man immer noch „von Paris bis Petersburg“ lehrt, „daß Geld gleich jeder andern Waare zu betrachten sei“³⁴⁷. Deswegen hat es sich der Autor zur Aufgabe gemacht, die Fehler bei Smith zu finden und aufzuheben, um so in der Wissenschaft fortschreiten zu können.

Sein erster Kritikpunkt an Smith betrifft erwartungsgemäß, nachdem dies ja auch den neuralgischen Punkt zur Unterscheidung seiner Schule von den anderen bildet, die Behandlung und den Stellenwert von Geld: „Nach Smith ist Geld nur ein Werkzeug zum Umtriebe der Güter“³⁴⁸. Er zitiert zur Illustration einige ausgewählte Smith-Stellen:

„«Wie jede andere Waare kommt es in größerer Menge in den Staat, wenn Bedürfniß und daher Nachfrage nach ihm vorhanden ist.» «Es kann eben so überflüssig werden wie eiserne Pfannen und Töpfe, und verdient nicht mehr Aufmerksamkeit der Regierung als die übrigen Gegenstände des Verkehrs.» «Wenn man daher ausländische Erzeugnisse verbietet, so handelt man eben so thöricht, als wenn man dem fremden Gelde den Eingang in den Staat versagt.» «Man legt dem Handel mit dem Auslande Hindernisse in den Weg (...)» «Was kann daher schädlicher sein, als ein so nützlich Gewerbe zu stören oder zu beschränken?» «Es ist folglich thöricht, Prohibitivanstalten einzuführen oder bestehen zu lassen.»“³⁴⁹

Peter Kaufmann dagegen möchte aufzeigen, daß

„Geld weder an und für sich eine Waare ist, noch gleiche Folgen mit ihm auf den Verkehr und den Wohlstand eines Landes äußert, daß alles Geld nothwendig Stamm- oder werbendes Vermögen ist, und daß es sogar unter den Waaren einen großen Unterschied selbst giebt, je nachdem sie als zinsendes oder als todttes Vermögen in den Staat kommen“³⁵⁰.

³⁴⁶ Kaufmann, Peter: a.a.O., Vorwort, VI.

³⁴⁷ Ebd., Vorwort, VII.

³⁴⁸ Ebd., Vorwort VII.

³⁴⁹ Ebd., Vorwort VII – VIII. Diese Vorgehensweise ist charakteristisch für Kaufmanns gesamte Untersuchung, die aus sehr vielen Originalzitaten von Smith und Say besteht.

³⁵⁰ Ebd., Vorwort IX – X.

Er fand diesen Unterscheidung auch bei Smith und möchte daher beweisen, daß dieser „mit sich selbst in Widerspruch geräth, indem seine spätern Folgerungen das Gegentheil dieses Grundsatzes voraussetzen“³⁵¹.

Die Problematik einer fehlenden Einheit von Theorie und Praxis in der politischen Ökonomie findet Kaufmann auch in der Person Smith wieder, denn er hält ihn „eher für einen großen Beobachter als einen umsichtigen Politiker, da es nur zu oft klar wird, daß ihm aller Sinn zur Beurtheilung politischer Verhältnisse gemangelt habe“³⁵².

Über das Geld

In seiner Abhandlung, der Kaufmann den schlichten Titel „Geld“ gegeben hat, definiert er auf der ersten Seite das Geld als „das allgemeine Umlaufmittel zum Umsatze aller im Verkehr eines Volkes vorfindlicher Güter“³⁵³. Aber das „Geld vertritt nicht nur alle Güter im Verkehr, sondern enthält und mißt auch ihren Tauschwerth“³⁵⁴. Und da es viele verschiedene Formen von Gütern und Waren gibt, existieren auch für das Geld, „welches sie vertritt“, verschiedene Formen: „Bald ist es Arbeitslohn, bald Kapital, bald Zinsen, bald Waare“³⁵⁵. Alle diese unterschiedlichen Beziehungsformen lassen sich in zwei Hauptfunktionen zusammenfassen: „Geld erscheint im Allgemeinen entweder als Mittel oder als Zweck“³⁵⁶. Wenn es Mittel sein soll, tritt das Geld meist als Ware auf. Denn wenn sich jemand ein Kilo Brot kauft, dann tut er das, weil er es essen will. Bei hundert Kilo Brot kann man aber annehmen, dass die gekauft wurden, um sie weiterzuverkaufen, und zwar mit Gewinn. Bildlich verdeutlicht sieht das dann so ähnlich aus wie später bei Karl Marx. Im ersten Fall dient Geld als einfaches Tauschmittel um eine Ware zu erhalten³⁵⁷:

$$W \longrightarrow G \longrightarrow W'$$

Im zweiten Fall wird die Ware dazu benutzt, um wieder Geld zu bekommen³⁵⁸:

$$G \longrightarrow W \longrightarrow G'' \quad \text{wobei } G'' > G$$

Erst Karl Marx hat diese Black-Box geöffnet und gezeigt, wie der Prozess des Profitmachens eigentlich im Detail funktioniert.³⁵⁹

³⁵¹ Ebd., Vorwort X.

³⁵² Ebd., Vorwort XIII.

³⁵³ Ebd., §1, S. 1.

³⁵⁴ Ebd.

³⁵⁵ Ebd.

³⁵⁶ Ebd., §2, S. 2.

³⁵⁷ Siehe Baloglou, Christos: a.a.O., S. 92.

³⁵⁸ Siehe Ebd., S. 93.

³⁵⁹ Vgl. Marx, Karl: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Band 1. In: MEW Band 23, Dietz Verlag 1979. S. 161-170.

Kaufmann definiert auch den Begriff des Vermögens in diesem Zusammenhang genau – gegen die Schule Smiths – und gibt dem Zweckcharakter des Geldes eine weitere Dimension:

„Der Besitz des Geldes aber hat ihn (...) in einen solchen Zustand gesetzt, daß er wider alle künftige Noth und Verlegenheit geschützt ist. Ein solcher Zustand muß selbst Zweck sein; wir nennen den Grund desselben vorzugsweise Vermögen.“³⁶⁰

Mit dieser Unterscheidung der Zweck- und Mitteldimension des Geldes, die er auch philosophisch begründet, geht für Kaufmann auch die genaue Trennung von Kauf und Tausch einher, die er für entscheidend hält:

„Wollte man Kauf und Tausch nicht unterschieden, sondern beides für dasselbe halten, weil zu beiden Handlungen nur das Geben eines Werthes für den anderen erforderlich sei, gleichviel, ob dieses ein reeller oder ein Tauschwerth sei, so würde man, wider den Sprachgebrauch fündigend, mit demselben Rechte noch weiter gehen können und bestimmen, daß nur eine Person zu einem Kaufe erforderlich sei. Der Bauer, welcher seine Saat im Herbste der Erde anvertraut und im künftigen Sommer den zehnfachen Betrag sammt dem Stroh empfängt, hätte von der Erde gekauft. Er hätte mit Dünger, Arbeit, usw. sein Getreide bezahlt. Endlich könnte man noch weiter gehen und sagen, daß nur das Uebergehen eines Werthes oder so gar einer Größe überhaupt von einem Gegenstande auf den andern zur Bewirkung eines Kaufes nothwendig sei. Man würde endlich soweit kommen, daß man Kauf, Tausch, Veränderung, Werden, Entstehen für vollkommen gleiche Bezeichnungen ansähe.“³⁶¹

Geschwindigkeit des Umlaufs

Die oben erwähnten verschiedenen Erscheinungsformen des Geldes machen es notwendig, dass das Geld in ständiger Bewegung ist, weil das gleiche Geld immer wieder viele verschiedene Größen und Dinge nach einander darstellen muss. Wie gut das Geld seiner „Bestimmung“³⁶² nachkommen kann, hängt vor allem von zwei Größen ab:

1. „von der Menge, d.h. von der Preissumme desselben“³⁶³
2. „von der Geschwindigkeit des Umlaufs“³⁶⁴

³⁶⁰ Kaufmann, Peter: a.a.O., §4, S. 3.

³⁶¹ Ebd., §7 - §8, S. 5 – 6.

³⁶² Ebd., §10, S. 8.

³⁶³ Ebd., S. 8.

Die „Wirksamkeit“³⁶⁵ des Geldes bezeichnet Kaufmann mit K , die Menge des Geldes mit m , und die Geschwindigkeit mit c . Das Verhältnis dieser Größen³⁶⁶ stellt sich wie folgt dar:

$$K = m \cdot c$$

Also ist

$$c = \frac{K}{m}$$

und

$$m = \frac{K}{c}$$

Bei gleich bleibender Wirksamkeit K stehen die Geschwindigkeit des Umlaufs c und die Geldmenge m in umgekehrt proportionalem Verhältnis zueinander. Wenn man zur ersten Gleichung noch die Zahl der „Wirtschaftsjahre“ n hinzufügt, „so ist die Zahl aller durch das Geld vermittelter Umsätze = $m \cdot c \cdot n$ “³⁶⁷.

Zieht man auch den von Kaufmann mit v bezeichneten Warenwert in Betracht, der in einem Jahr produziert wird, so verhalten sich Geldwert und Warenwert proportional: $v \cdot c = m \cdot c$ ³⁶⁸

Damit sind die „Umsätze, im Verhältniß zu den umlaufenden Werthen auf beiden Seiten gleich“³⁶⁹. Ist dem so, „würde die Menge sämtlicher Umsätze eines Waarenwerthes a

$$= \frac{m}{a} \cdot c$$

sein; die Menge sämtlicher Umsätze des Geldwerthes würde aber sein³⁷⁰

$$= \frac{m}{a} \cdot c \cdot n .$$

Damit möchte Kaufmann den Einfluss des Geldes auf die Volkswirtschaft illustrieren. Denn nachdem n eine sehr große Zahl ist, sind die Auswirkungen des Geldes auch dementsprechend groß. Er versucht den Beweis anzutreten, indem er den Warenwert um den Wert $a \cdot r$ vermindert, denn „so ist die Anzahl der schwindenden Umsätze = $\frac{m}{a \cdot r} \cdot c$ “³⁷¹

Wenn sich aber der Geldwert um diesen Wert $a \cdot r$ vermindert, so ist der „Schwund“ durch die Multiplikation mit den Jahren n wesentlich größer, nämlich = $\frac{m}{a \cdot r} \cdot c \cdot n$.

³⁶⁴ Ebd., S. 8.

³⁶⁵ Ebd., S. 8. Auch hier merkt Baloglou an, dass Kaufmann nicht „zwischen dem realen Handelsvolumen und dem Preisniveau“ trennt und dass diese Wirksamkeit „das Produkt beider Größen“ enthält, wie dies schon bei Kröncke der Fall war. Siehe Baloglou, Christos: a.a.O., S. 94.

³⁶⁶ Kaufmann, Peter: a.a.O., S. 8.

³⁶⁷ Ebd., §20, S. 14.

³⁶⁸ Ebd., §21, S. 15.

³⁶⁹ Ebd., S. 15.

³⁷⁰ Ebd., S. 15.

³⁷¹ Ebd., §22, S.16.

Die Allgemeingültigkeit der von Kaufmann formulierten Gleichungen und Sätze wird aber durch drei Umstände eingeschränkt.

„Diese bestehen

- 1) in der ungleichen Geschwindigkeit des Geldumlaufes*
- 2) in der Wandelbarkeit des Geldpreises*
- 3) in der Anwendung anderer Umlaufmittel.“³⁷²*

Etwas anders als beispielsweise Büsch erklärt Kaufmann das Zustandekommen eines Umsatzes. Während Büsch der Ansicht war, dass Geld Nachfrage erzeugt, schreibt Kaufmann, dass das *„Zusammentreffen dreier Umstände nothwendig ist“³⁷³*, nämlich die Nachfrage nach einem Gut, das Angebot und Geld. Allerdings kann die Nachfrage auch eine Folge des Geldbesitzes sein, *„weil man weiß, daß man ohne Geld nichts erhält“³⁷⁴*. Auch ein Angebot wird es nur geben, wenn die Leute ein Bedürfnis nach dem Produkt haben und das für die Anschaffung notwendige Geld besitzen. *„Man sieht hieraus, daß zur Bewirkung der zwei ersten Momente, die einen Umsatz bedingen“ – Angebot und Nachfrage – „ebenfalls Geld erfordert wird“³⁷⁵*. Eine große Menge an Waren und die dazu notwendige Produktion gibt es also nur durch die Präsenz des Geldes.

„Folglich ist Geld nicht nur an und für sich keine Waare, sondern äußert auch einen von dem Einflusse der Waaren gänzlich verschiedenen Erfolg auf den Volkswohlstand.“³⁷⁶

Denn Geld bedeutet Vermögen, und das ist, wonach die Menschen trachten. Aus der Etymologie abgeleitet ist das Vermögen *„dasjenige, womit wir etwas über andere vermögen“³⁷⁷*. Geld ist lebendiges Vermögen und mathematisch betrachtet das *„Differential des ganzen Volksvermögens“³⁷⁸*: *„Es leiht die verschiedenen veränderlichen Größen her, um welche die Vermögen der einzelnen Individuen zu oder abnehmen, obgleich es auf der andern Seite wieder den Gesamtwert aller Güter darstellen muß.“³⁷⁹*

Mit seiner Gleichung hat Kaufmann das gefunden, was sein Lehrer Rau erst in eine spätere Auflage seines Lehrbuches integriert hat: eine mathematische Formulierung der Verkehrsgleichung.

³⁷² Ebd., S. 16.

³⁷³ Ebd., S. 19.

³⁷⁴ Ebd.

³⁷⁵ Ebd., § 28, S. 20.

³⁷⁶ Ebd.

³⁷⁷ Ebd., § 33, S. 25.

³⁷⁸ Ebd.

³⁷⁹ Ebd.

Rezeption Kaufmanns

Kaufmanns Werk ist weitgehend unbekannt geblieben, aber Roscher hat ihm in seiner „Geschichte der Nationalökonomik“ viel Raum gewidmet, da er Peter Kaufmann für wissenschaftlich bedeutend hält und der Ansicht ist, dass seine ersten Schriften „von einer Kraft zeugen, die, wenn sie mehr wäre entwickelt worden und nachhaltig fortgearbeitet hätte, sein geringes Bekanntwerden unerklärlich“³⁸⁰ gemacht hätte.

Die Smithianer hätten nicht bedacht haben, dass sich das Geld durch seine größere „Umlaufsfähigkeit“ und „besondere wirtschaftliche Energie“³⁸¹ von anderen Waren unterscheidet, darin stimmt Roscher mit Kaufmann überein. Aber Kaufmann betont, „*Hauptcharakter des Geldes*“ darin besteht, „*vollkommenstes Vermögen*“³⁸², was ihn laut Roscher unweigerlich zu der Übertreibung führt, „die Waarenqualität des Geldes ganz zu leugnen“³⁸³ und zu behaupten, das Geld müsste „*philosophisch betrachtet*“ im Gegensatz zur Ware nicht notwendigerweise „*reellen Werth*“³⁸⁴ besitzen.

Roscher kommentiert in gewohnt kompakter und gut lesbarer Form die gesamte Untersuchung Kaufmanns in Hinblick auf dessen Stärken und Schwächen:

„Hatten die Smithianer eigentlich die ganze internationale Handelsbilanz für eine Chimäre gehalten, weil das Geld immer dahin ströme, wo es am theuersten ist, und sich dadurch in's Gleichgewicht setze: so meint Kaufmann mit Recht, das heiße ebenso viel, als wenn man sagte: ‚lasset ab davon, Wasser in einem Behältniß anzusammeln, denn dieses Element hat die Eigenschaft, stets nach den niederen Stellen zu fließen‘ (137). Namentlich unterscheidet er, ob die eingeführten Güter ‚als todtes oder zinsendes Kapital‘ eingehen, und ob wir natürliche Feinde oder Bundesgenossen des mit uns verkehrenden Staates sind (96). So gedenkt er eines Bauern, welcher sein Saatkorn verkauft, um sich einen feinen Hut dafür anzuschaffen (81 fg.). Nur übertreibt er auch hier wieder, indem er sagt, in den Waaren werde sowohl todtes als zinsendes Kapital, im Gelde aber immer werbendes Kapital ein= oder ausgeführt (80).

Sehr gut hebt er im Begriffe des Reichthums neben der positiven Seite des Genughabens auch die relative des Mehrhabens als Andere hervor (165). Wie das

³⁸⁰ Roscher: a.a.O., S. 993.

³⁸¹ Ebd.

³⁸² Kaufmann: a.a.O., 1829, S. 74.

³⁸³ Roscher: a.a.O., S. 993.

³⁸⁴ Kaufmann 1829, S. 4.

Mercantilsystem ausschließlich die relative Seite beachtet habe, so Ad. Smith ausschließlich die positive. Aber mit Recht urtheilt Kaufmann, daß für die äußere Macht eines Staates ganz besonders sein relativer Reichthum von Bedeutung ist. Wenn zwei Staaten übrigens gleich sind, aber A hat doppelt so viel Geld, wie B, und eben darum auch einen halb so hohen Tauschwerth des Geldes, so wird bei einem Kriege, den sie gegen einander führen, B nur mit einer 16 mal so großen Anstrengung sein in A eingerücktes Heer mit Gelde versehen, wie A sein in B eingerücktes (75 fg.).

Daß ein solcher Mann die Schutzzölle nicht schlechthin verwerfen konnte, ist klar. Ein schon entwickeltes Industrievolk hat vor dem noch unentwickelten bei voller Handelsfreiheit unwiderstehliche Vortheile voran: einen größeren Markt, mehr und bessere, zum Theil auch wohlfeilere Maschinen, reichere Fabrikanten, einen niedrigeren Zinsfuß (98). Durch einen mäßigen Gewerbeschutz kann ein Theil dieser Vorzüge auch von anderen Völkern angeeignet werden (...). – Was Kaufmann gegen Say's Théorie des débouchés vorbringt, um zu zeigen, daß Vermehrung der Produkte an sich nicht durchaus nicht Vermehrung des Absatzes bedeute (64), ist doch im Grunde nur der Einwand des Praktikers, welcher an Moment und Oberfläche hängen bleibt, gegen den Theoretiker, dessen Blick, darüber hinwegleitend, in Zukunft und Inneres eindringt.“³⁸⁵

Mit Peter Kaufmann schließt sich der Reigen deutscher Gelehrter, Wissenschaftler, Ökonomen, die am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts aus den verschiedensten Motiven heraus und auf Basis unterschiedlicher Fragestellungen ihre Beiträge zur Geldtheorie abgefasst haben. Die Auswahl ist keineswegs vollständig, aber die ausgewählten sechs Gelehrten repräsentieren die unterschiedlichen Denkschulen und Zugänge dieser Zeit und ergänzen sich gut hinsichtlich der Chronologie. Für ihre Beiträge zur Geldtheorie wurde keiner der hier vorgestellten Gelehrten bekannt, aber man kann anhand ihrer Schriften nicht nur die Wirtschaftsgeschichte Deutschlands nachlesen, sondern auch seine geistesgeschichtliche und wissenschaftshistorische Entwicklung auf diesem Gebiet und letztlich auch die Geschichte der Volkswirtschaftslehre als Studienfach und Forschungsfeld im deutschsprachigen Raum. Zum Schluss sollen die algebraischen Gleichungen der vier jüngeren Ökonomen verglichen und zusammengeführt werden, um das Verhältnis der Formeln zueinander zu illustrieren.

³⁸⁵ Roscher: a.a.O., S. 994.

Schlussbemerkungen

Vergleich der Verkehrsgleichungen

In folgender Tabelle³⁸⁶ sind die algebraischen Ausdrücke der Verkehrsgleichungen von Kröncke, Lang, Kaufmann und Rau aufgeführt:

Kröncke (1804) $\varphi = \tau \cdot m$		Lang (1811) $Zy = Px$	
φ	Wert der verkauften Waren	Z	die Geldmenge
τ	die Geldmenge	y	die Umlaufgeschwindigkeit
m	die Durchschnittsgeschwindigkeit der Zirkulation des Geldes	P	reales Handelsvolumen
		x	Geldpreis
Kaufmann (1829) $K = m \cdot c$		Rau (1841) $u \cdot g = w \cdot p$	
K	Wirksamkeit des Geldes	g	Geldmenge
m	die Geldmenge	u	mittlere Umlaufzahl
c	die Umlaufgeschwindigkeit	w	die umgesetzte Menge von Gütern und Dienstleistungen
		p	die Geldpreise

Anhand dieser Tabelle kann man ablesen, dass nur Rau und Lang ihre Gleichung so formuliert haben wie Fischer es getan hat, dessen Gleichung mittlerweile zum Standardrepertoire der Geldtheorie gehört. Gerhard Homberg stellt in seiner Dissertation die These auf³⁸⁷, dass der Unterschied zwischen den beiden in der Interpretation des Preises zu finden ist. Während Rau vom Preis eines Gutes, das als Recheneinheit dient, ausgeht, soll Lang diese Größe als Preis x eines Güterbündels verwenden. Christos Baloglou kann der These nicht zustimmen³⁸⁸, denn er weist darauf hin, dass Lang selbst explizit schreibt, dass x der Geldpreis einer Werteinheit ist. Beide sind sich aber darin einig, dass das y bei Lang nicht der Umlaufgeschwindigkeit in der Fischerschen Gleichung entspricht. Bei Fischer ist die Umlaufgeschwindigkeit die „Anzahl der Zahlungen, die eine Geldeinheit innerhalb einer Zeiteinheit leistet“³⁸⁹. Bei Lang hingegen ist es die „Anzahl der Zirkulationen, die sie ermöglicht“³⁹⁰.

³⁸⁶ Siehe Baloglou: a.a.O., S. 100.

³⁸⁷ Siehe Homberg: a.a.O., S. 101.

³⁸⁸ Siehe Baloglou: a.a.O., S. 100.

³⁸⁹ Homberg: a.a.O., S. 53.

³⁹⁰ Ebd.

Resümee

Die sechs hier dargestellten Gelehrten – Johann Georg Büsch, Gottlieb Hufeland, Claus Kröncke, Joseph Lang, Karl Heinrich Rau und Peter Kaufmann – haben sich alle mit der Thematik des Geldes auseinandergesetzt, wenn auch aus unterschiedlichen Motiven heraus und mit unterschiedlicher Methodik. Außerhalb Deutschlands wurden ihre Werke zu ihrer Zeit kaum wahrgenommen, aber die Gelehrten selbst kannten ihre jeweiligen deutschen Vorgänger und haben diese auch zitiert. So ist Büsch als erster Deutscher, der sich mit Geldumlauf und Zirkulation beschäftigt hat, zur einträglichen Zitationsquelle für alle deutschen Gelehrten nach ihm geworden. Hufeland, Kröncke und Lang werden von Karl Heinrich Rau in seinem Lehrbuch erwähnt und Peter Kaufmann widmet seine Untersuchungen wiederum seinem Lehrer Rau. Außerhalb Deutschlands bildet Adam Smith für die Gelehrten die gemeinsame Klammer, wenn auch der Einfluss Smiths bei allen Autoren unterschiedliche Prägungen angenommen hat. Während der stark merkantilistisch geprägte Büsch ihm sehr kritisch und distanziert gegenüberstand, ist die Bezugnahme auf Adam Smith bei allen anderen Autoren eine sehr positive bis bewundernde. In vielen moderneren Darstellungen der Geschichte ökonomischer Theorien wird Adam Smith gleichsam als Anbeginn der Zeit ökonomischer Theorie gepriesen, als Kulminationspunkt all dessen, was vorher geschrieben und gelehrt wurde. Mit ihm wird oftmals der Beginn einer neuen Zeitrechnung der Wirtschaftswissenschaft in Verbindung gebracht, er scheint diesen Zweig der Wissenschaft überhaupt erst aus seiner Verbindung mit anderen Disziplinen gelöst zu haben. Die Wirtschaftswissenschaft in Deutschland wurde international erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts wahrgenommen, das war vor allem Roscher und der Historischen Schule geschuldet. Die aber standen in der Tradition eben jener Gelehrten, die hier behandelt wurden, vor allem was ihre Weigerung betrifft, die klassische Lehre vorbehaltlos anzunehmen.

Auch wenn keiner der hier vorgestellten Deutschen Weltruhm erlangen konnte und teilweise sogar völlig in der Bedeutungslosigkeit verschwunden ist, ist es dennoch lohnend, ihre Schriften zu lesen, und das nicht nur, weil die schöne und elaborierte Sprache des 19. Jahrhunderts eine willkommene Abwechslung zur nüchternen Sachlichkeit moderner wirtschaftswissenschaftlicher Papers ist, sondern weil sie alle durch die Auseinandersetzung mit einem Thema, das bereits Aristoteles beschäftigt hat, dazu beigetragen haben, dass die Quantitätstheorie zu einer der ältesten ökonomischen Theorien³⁹¹ werden konnte, da die Frage wie Preisniveau, Geldmenge und realer Reichtum zusammenhängen über die Jahrhunderte hinweg in den wechselnden historischen Kontexten immer wieder gestellt und unterschiedlich beantwortet wurde.

³⁹¹ Vgl. dazu Blaug, Mark: The Quantity Theory of Money. From Locke to Keynes and Friedman. Elgar, Aldershot, 1995.

Literaturverzeichnis

ALTMANN, S.P.: ZUR DEUTSCHEN GELDLERE DES 19. JAHRHUNDERTS. In: Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre im neunzehnten Jahrhundert. Gustav Schmoller zur siebzigsten Wiederkehr seines Geburtstages. 24. Juni 1908. Erster Teil. Verlag von Duncker & Humblot, Leipzig, 1900.

AUBIN, HERMANN / ZORN, WOLFGANG (HG.): HANDBUCH DER DEUTSCHEN WIRTSCHAFTS- UND SOZIALGESCHICHTE. Bd. 1. Stuttgart, 1971.

BALOGLOU, CHRISTOS: DIE VERTRETER DER MATHEMATISCHEN NATIONALÖKONOMIE IN DEUTSCHLAND ZWISCHEN 1838 UND 1871. Beiträge zur Geschichte der deutschsprachigen Ökonomie, herausgegeben von Birger P. Priddat. Band 7. Metropolis Verlag, Marburg. 1995.

BERDING, HELMUT / ULLMANN, HANS-PETER (HG.): DEUTSCHLAND ZWISCHEN REVOLUTION UND RESTAURATION. Königstein, 1981.

BIEDERMANN, KARL: DEUTSCHLAND IM 18. JAHRHUNDERT. Bd. 1. Leipzig 1880 (Neudruck Aalen 1969).

BLAUG, MARK: THE QUANTITY THEORY OF MONEY. From Locke to Keynes and Friedman. Elgar, Aldershot, 1995.

BRAUBACH, MAX: VOM WESTFÄLISCHEN FRIEDEN BIS ZUR FRANZÖSISCHEN REVOLUTION. In: Gebhardt, Bruno: Handbuch der deutschen Geschichte. Bd. 2, Stuttgart 1972.

BRUNNER, OTTO: DAS „GANZE HAUS“ UND DIE ALTEUROPÄISCHE „ÖKONOMIK“. In: Ders.: Neue Wege in der Verfassungs- und Sozialgeschichte. Göttingen, 1968.

BÜSCH, JOHANN GEORG: ABHANDLUNG VON DEM GELDUMLAUF IN ANHALTENDER RÜCKSICHT AUF DIE STAATSWIRTSCHAFT UND HANDLUNG. Dritte Auflage. In: Sämtliche Schriften über die Handlung. Siebenter Theil. Hamburg, bei August Campe, 1827.

BÜSCH, JOHANN GEORG: SCHRIFTEN ÜBER STAATSWIRTSCHAFT UND HANDLUNG. ABHANDLUNG VON DEM GELDUMLAUF IN ANHALTENDER RÜCKSICHT AUF DIE STAATSWIRTSCHAFT UND HANDLUNG. Hamburg und Kiel, bey Carl Ernst Bohn, 1780.

CIPOLLA, CARLO M. / BORCHARDT, KNUT (HG.): EUROPÄISCHE WIRTSCHAFTSGESCHICHTE. Bd. 3. Stuttgart-New York, 1985.

DIETRICH, RICHARD (HG.): POLITISCHE TESTAMENTE DER HOHENZOLLERN. München, 1981.

DREISSIG, WILHELMINE: DIE GELD- UND KREDITLEHRE DES DEUTSCHEN MERKANTILISMUS. Inaugural-Dissertation an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, 1939.

GRIEBINGER, ANDREAS: DAS SYMBOLISCHE KAPITAL DER EHRE. Streikbewegungen und kollektives Bewußtsein deutscher Handwerksgesellen im 18. Jahrhundert. Frankfurt/Main – Berlin – Wien, 1981.

HECKSCHER, ELI F.: DER MERKANTILISMUS. Verlag von Gustav Fischer in Jena, 1932.

HEGEL, G. W. F.: PHÄNOMENOLOGIE DES GEISTES. Meiner, Hamburg, 1988.

HEINE, HEINRICH: SÄMTLICHE SCHRIFTEN. Herausgegeben von Klaus Briegleb. Vierter Band. Deutscher Taschenbuch Verlag, München, 2005.

HENNING, FRIEDRICH-WILHELM: DAS VORINDUSTRIELLE DEUTSCHLAND 800 BIS 1800. Paderborn, 1974.

HOFFMANN, FRIEDRICH: KRITISCHE DOGMENGESCHICHTE DER GELDWERTTHEORIEN. Verlag von C.L. Hirschfeld, Leipzig, 1907.

HOMBERG, GERHARD: DIE VERTRETER DER MATHEMATISCHEN NATIONALÖKONOMIE IM DEUTSCHSPRACHIGEN RAUM VOR DEM ERSCHEINEN DES COURNOTSCHEN WERKES (1838). Inaugural-Dissertation an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau, 1971.

KAHL, HANS-DIETRICH: HAUPTLINIEN DER DEUTSCHEN MÜNZGESCHICHTE VOM ENDE DES 18. JAHRHUNDERTS BIS 1878. Waldkircher Verlagsgesellschaft, Waldkirch, 1972.

KAUFHOLD, KARL HEINRICH: DAS GEWERBE IN PREUßEN UM 1800. Göttingen, 1978.

KAUFMANN, PETER: PROPÄDEUTIK ZUR KAMERALISTIK UND POLITIK. Ein Handbuch der Encyklopädie, Methodologie und Litteratur der Kameral- und Staatswissenschaften. Zum Gebrauche für Verwaltungsbeamte, Kameralbeflissene und Juristen. Verlag von Habicht, Bonn, 1833.

KAUFMANN, PETER: UNTERSUCHUNGEN IM GEBIETE DER POLITISCHEN OEKONOMIE, BETREFFEND ADAM SMITH'S UND SEINER SCHULE STAATSWIRTSCHAFTLICHE GRUNDSÄTZE. Bonn, bei Adolph Marcus, 1829.

KAUTZ, JULIUS: DIE GESCHICHTLICHE ENTWICKLUNG DER NATIONAL-OEKONOMIK UND IHRER LITERATUR. In: Theorie und Geschichte der National-Oekonomik. Propyläen zum volks- und staatswirthschaftlichen Studium. Carl Gerold's Sohn. Wien, 1860.

KEYNES, JOHN MAYNARD: ALLGEMEINE THEORIE DER BESCHÄFTIGUNG, DES ZINSES UND DES GELDES. Duncker&Humblot, Berlin, 1994.

KRIEDTE, PETER / MEDICK, HANS / SCHLUMBOHM, JÜRGEN: INDUSTRIALISIERUNG VOR DER INDUSTRIALISIERUNG. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus. Göttingen, 1978.

KRIEDTE, PETER: SPÄTFEUDALISMUS UND HANDELSKAPITAL. Grundlinien der europäischen Wirtschaftsgeschichte vom 16. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Göttingen, 1980.

KRÖNCKE, CLAUS: DAS STEUERWESEN, NACH SEINER NATUR UND SEINEN WIRKUNGEN UNTERSUCHT. Darmstadt und Gießen, bei Georg Friedrich Heyer, 1804.

LANG, JOSEPH: GRUNDLINIEN DER POLITISCHEN ARITHMETIK. 1811. Herausgegeben und eingeleitet von Götz Uebe im Verlag Peter Lang, Bern, 1988.

LOTZ, JOHANN FRIEDRICH EUSEBIUS: HANDBUCH DER STAATSWIRTSCHAFTSLEHRE. Erlangen, 1821.

LÜTGE, FRIEDRICH (HG.): DIE WIRTSCHAFTLICHE SITUATION IN DEUTSCHLAND UND ÖSTERREICH UM DIE WENDE VOM 18. ZUM 19. JAHRHUNDERT. Stuttgart, 1964.

LUTZ, HEINRICH: DIE DEUTSCHE NATION ZU BEGINN DER NEUZEIT. Fragen nach dem Gelingen und Scheitern deutscher Einheit im 16. Jahrhundert. München 1982.

MARX, KARL: DAS KAPITAL. Kritik der politischen Ökonomie. Band 1. In: MEW Band 23, Dietz Verlag Berlin, 1979.

MEINECKE, FRIEDRICH: WELTBÜRGERTUM UND NATIONALSTAAT. Hg. Von Hans Herzfeld. München, 1962.

MEUSEL, JOHANN GEORG: DAS GELEHRTE TEUTSCHLAND oder Lexicon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller. Lemgo im Verlage der Meyerschen Buchhandlung.

MITTERAUER, MICHAEL / SIEDER, REINHARD: VOM PATRIARCHAT ZUR PARTNERSCHAFT. Zum Strukturwandel der Familie. München, 1980.

MÖLLER, HORST: FÜRSTENSTAAT UND BÜRGERNATION. DEUTSCHLAND 1763-1815. Berlin, 1994.

OTTO, FRANK: DIE ENTSTEHUNG EINES NATIONALEN GELDES. Integrationsprozesse der deutschen Währungen im 19. Jahrhundert. Duncker&Humblot, Berlin, 2002.

PALLACH, ULRICH-CHRISTIAN (HG.): HUNGER. QUELLEN ZU EINEM ALLTAGSPROBLEM SEIT DEM DREIßIGJÄHRIGEN KRIEG. München, 1986.

PRIDDAT, BIRGER P.: PRODUKTIVE KRAFT, SITTICHE ORDNUNG UND GEISTIGE MACHT. DENKSTILE DER DEUTSCHEN NATIONALÖKONOMIE IM 18. UND 19. JAHRHUNDERT. Beiträge zur Geschichte der deutschsprachigen Ökonomie, Band 13. Metropolis Verlag, Marburg. 1998.

RAU, KARL HEINRICH: GRUNDSÄTZE DER VOLKSWIRTSCHAFTSLEHRE. In: Lehrbuch der politischen Oekonomie. Erster Band: Volkswirtschaftslehre, Zweite Abtheilung. Achte vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig und Heidelberg, C.F. Winter'sche Verlagshandlung, 1869.

RAU, KARL HEINRICH: LEHRBUCH DER POLITISCHEN OEKONOMIE. Olms-Weidmann, Hildesheim-Zürich-New York, 1997. Nachdr. der Ausg. Heidelberg, Winter, 1826.

REULECKE, JÜRGEN: GESCHICHTE DER URBANISIERUNG IN DEUTSCHLAND. Frankfurt/Main, 1985.

RITTMANN, HERBERT: DEUTSCHE GELDGESCHICHTE 1484 – 1914. Ernst Battenberg Verlag, München, 1975.

ROBERTSON, ROSS M.: MATHEMATICAL ECONOMICS BEFORE COURNOT. In: The Journal of Political Economy. Vol. 57, No. 6, 1949. S. 523-536.

ROSCHER, WILHELM: GESCHICHTE DER NATIONAL-OEKONOMIK IN DEUTSCHLAND. München, Oldenburg, 1874.

SCHILLER, FRIEDRICH: GESCHICHTE DES DREIßIGJÄHRIGEN KRIEGES. In: Ders.: Sämtliche Werke. Bd.4. Hg. Von Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert. München, 1964.

SCHMOLLER, GUSTAV: ZUR LITTERATURGESCHICHTE DER STAATS- UND SOZIALWISSENSCHAFTEN. Duncker&Humblot, Leipzig, 1888.

SCHUMPETER, JOSEPH A.: GESCHICHTE DER ÖKONOMISCHEN ANALYSE. Erster Teilband. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1965.

SOMBART, WERNER: DER MODERNE KAPITALISMUS. HISTORISCH-SYSTEMATISCHE DARSTELLUNG DES GESAMTEUROPÄISCHEN WIRTSCHAFTSLEBENS VON SEINEN ANFÄNGEN BIS ZUR GEGENWART. Zweiter Band: Das europäische Wirtschaftsleben im Zeitalter des Frühkapitalismus, vornehmlich im 16., 17., und 18. Jahrhundert. Duncker&Humblot, Berlin, 1969.

THEOCHARIS, REGHINOS D.: EARLY DEVELOPMENTS IN MATHEMATICAL ECONOMICS. London, Macmillian & Co, 1961.

THÜNEN, JOHANN HEINRICH VON: AUSGEWÄHLTE TEXTE. Ausgewählt und kommentiert von Professor Dr. Walter Braeuer. Westkulturverlag Anton Hain, Meisenheim / Glan, 1951.

UHLHORN, FRIEDRICH / SCHLESINGER, WALTER: DIE DEUTSCHEN TERRITORIEN. Handbuch der deutschen Geschichte, Band 13. Deutscher Taschenbuch Verlag, München, 1988.

WEBER, MAX: WIRTSCHAFT UND GESELLSCHAFT. Hg. von Johannes Winckelmann. Bd. 1. Tübingen, 1976.

WINKEL, HARALD: DIE DEUTSCHE NATIONALÖKONOMIE IM 19. JAHRHUNDERT. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1977.

HISTORISCHE ZEITSCHRIFTEN:

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

GÖTTINGISCHE ANZEIGEN VON GELEHRTEN SACHEN. UNTER DER AUFSICHT DER KÖNIGL. GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN.

ONLINE-QUELLE:

→ http://www.digitalis.uni-koeln.de/Riedel/riedel_index.html

Download vom 10.7.2008.

Digitalisierte Ausgabe des Buches: Riedel, Adolph Friedrich: Der Brandenburgisch – Preussische Staatshaushalt in den letzten beiden Jahrhunderten. Berlin 1866.

→ http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/volltextserver/volltexte/2005/5387/pdf/Diss_hrau_2004.pdf

Download vom 2.9.2008

Haupt, Gabriele: Karl Heinrich Rau. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte der Professorenschaft im 19. Jahrhundert. Dissertation, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, 2004.

Anhang

Abstract

In der vorliegenden Arbeit werden die Schriften von sechs deutschen Gelehrten behandelt, die Beiträge zur Geldtheorie enthalten: jene von Johann Georg Büsch (1728-1800), Gottlieb Hufeland (1760-1817), Claus Kröncke (1771-1843), Joseph Lang (1775/76-1819/20), Karl Heinrich Rau (1792-1870) und Peter Kaufmann (1804-1872).

Sie lebten alle in einer für Deutschland sehr bewegten Epoche: von der französischen Revolution, bis zur Besetzung Deutschlands durch Napoleon, dem Niedergang des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und der aufkommenden industriellen Revolution haben alle Gelehrten, vor allem aber jene nach Büsch, viele historische Weichenstellungen miterlebt und mit ihren Schriften ihren Beitrag zur Zukunft des Landes geleistet.

Während Büsch und seine Forderung nach Geldvermehrung, die er als Motor der Wirtschaft gesehen hat, noch stark in der merkantilistischen Schule verankert war, nahm sein Nachfolger Hufeland bereits mehr Notiz von Adam Smith, behandelte aber das Thema des Geldes vor allem auf einer geisteswissenschaftlichen Ebene. Claus Kröncke dagegen näherte sich dem Thema mit mathematischen Methoden und war der erste, der die Umlaufgeschwindigkeit in einen algebraischen Ausdruck integriert hat. Joseph Lang ist der unbekannteste der hier behandelten Gelehrten, seine Schriften stehen eher in der Tradition des Physiokratismus. Karl Heinrich Rau wird oft als der deutsche Adam Smith bezeichnet, da er ein Lehrbuch herausgegeben hat, das in vielen Auflagen erschienen ist und viele Generationen von Gelehrten als Grundlage gedient hat. Seine Einteilung des Stoffes in Volkswirtschaftslehre, Volkswirtschaftspflege und Finanzwissenschaft findet sich auch heute noch in vielen Lehrplänen des volkswirtschaftlichen Studiums wieder. Peter Kaufmann sah sich selbst als Vertreter einer vierten Schule der Nationalökonomie und verfasste seine Untersuchung über Adam Smith, dessen Schule und seine staatswirtschaftlichen Grundsätze.

Der Vergleich der vier Gleichungen, die Kröncke, Lang, Rau und Kaufmann aufgestellt haben, zeigt, dass nur Rau und Lang ihre Gleichung so formuliert haben wie Fischer es getan hat, dessen Gleichung mittlerweile zum Standardrepertoire der Geldtheorie gehört.

Lebenslauf

- Geboren am 22.09.1981 in Wien
- Besuch der Volksschule in Oslip
- Matura abgelegt am BG-BRG-BORG in Eisenstadt
 - Einjähriger Aufenthalt in Minnesota, USA, 1997-1998
- März 2001: Beginn des Studiums in Wien
 - Ab dem Sommersemester 2002 Studium der Volkswirtschaftslehre an der Universität Wien
 - ERASMUS-Auslandsaufenthalt in Berlin im Wintersemester 2006/07